

Buchbesprechungen = Comptes-rendus

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Museum Helveticum : schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft = Revue suisse pour l'étude de l'antiquité classique = Rivista svizzera di filologia classica**

Band (Jahr): **30 (1973)**

Heft 4

PDF erstellt am: **14.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen – Comptes-rendus

Jean Humbert: Histoire de la langue grecque. Collection «Que sais-je?» Nr. 1483. Presses Universitaires de France, Paris 1972. 128 S.

Eine Geschichte der griechischen Sprache, die vom Mykenischen bis zum Neuen Testament reicht, auf so knappem Raum zu schreiben, ist ein Unterfangen, das äusserste Konzentration auf das Wesentliche oder dann auf das Beispielhaft-Aufschlussreiche erfordert. Leider hat sich der Verf. diesen Forderungen nur zum Teil unterzogen; zudem hat er sich seine Aufgabe noch dadurch erschwert, dass er einen Abriss der Literatur einzuflechten versuchte, der längere Zitate (z. B. Herodot 1, 30–32) in französischer Übersetzung bietet. So ist es nicht verwunderlich, wenn Tatsachen, die für die Sprachgeschichte von entscheidender Bedeutung sind, entweder zu kurz kommen oder gänzlich übergangen werden: im Kapitel «Grec mycénien» ist z. B. das Verb mitsamt den Aufschlüssen, die es zu geben vermag, völlig vernachlässigt, der Zusammenfall von Casus zu wenig deutlich erklärt. Andererseits zeigt dann H. im Kapitel «D'Homère aux premiers témoignages en prose», wie man mit glücklich gewählten Beispielen (griechisch und französisch) Entstehung, Entwicklung und Rolle des Artikels kurz und doch treffend und einprägsam darstellen kann. Th. Knecht

Harald Patzer: Dichterische Kunst und poetisches Handwerk im homerischen Epos. Sitzungsberichte der wissenschaftlichen Gesellschaft an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt/Main 10, 1971, Nr. 1. Steiner, Wiesbaden 1972. 49 S. DM 7.50.

Der Verf. verfolgt die Absicht, in der Homerforschung zwischen M. Parrys Theorie der «oral poetry» und der älteren Betrachtungsweise analytischer Richtung zu vermitteln. Im Anschluss vor allem an C. H. Witman zeigt er anhand von Einzelinterpretationen, dass die Formelhaftigkeit der alten Epik mehr als blosses Hilfsmittel eines improvisierenden Vortrages gewesen sei und dass die Schule Parrys darum eine künstlerische Würdigung Homers nicht ausschliesse, wie von gegnerischer Seite behauptet werde. Patzer weist u. a. Bedeutungsvarianten nach, welche durch Auswahl aus dem Schatz synonyme Formeln gewonnen wurden, und zeigt, wie sich die Wiederholung eines typischen Verses in den Dienst der kompositionellen Gliederung stellen liess. Ebenso waren nach seinen Ausführungen die typischen Szenen der Rüstung oder des sich Ankleidens nicht nur technische Erleichterung, da sie sich als Auftakt bedeutungsvoller Szenen oder auch als andeutende Vorbereitung auf noch ferne Geschehnisse einsetzen liessen. Da Stegreifdichtung ein so umsichtiges Schaffen ausschliesst, nimmt P. folgerichtig an, dass die wörtliche Festlegung von Texten schon in der Periode des mündlichen Dichtens begann und Stichwörter und Schemata für den Vortrag aufgezeichnet wurden, bevor Lesetexte in die Hand des Publikums gelangten. Damit wäre die schroffe Alternative zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit überwunden, welche ein Haupthindernis der wissenschaftlichen Verständigung bildet. F. Wehrli

Hugh Lloyd-Jones: The Justice of Zeus. Sather Classical Lectures vol. 41. University of California Press 1971. 230 S. \$ 8.50.

Mit dem Titel des vorliegenden Werkes deutet der Verf. seine in sechs Vorlesungen entwickelte These an, dass von Homer bis in nachklassische Zeit der Glaube an eine sinnvolle Weltordnung geherrscht habe. Er versteht es, die Schwächen der Entwicklungstheorien aufzudecken, nach welchen das Bewusstsein für menschliche Verantwortung (Snell) sowie die Bewertung der Gerechtigkeit als zentraler Tugend der homerischen Zeit noch fremd gewesen seien (Adkins) und auch die Vorstellung von sakraler Reinheit und Befleckung sich erst gegen Ende der archaischen Periode ausgebreitet habe (Dodds). Eine Reihe von einzelnen Beispielen der Kontinuität beweist ihm ferner, dass weder die philosophische Kosmologie noch die Aufklärung der Sophistik eine tiefgreifende Zäsur bewirkt hätten.

Die Thesenhaftigkeit seiner Darstellung führt den Verf. zu einer Uniformität des Gesamtbildes, welche von der Spannweite und Gegensätzlichkeit des Gedankengutes innerhalb der behandelten Epoche wenig erkennen lässt. Vor allem ist in demselben für die zahlreich überlieferten Ausbrüche der Verzweiflung über Härte und Grausamkeit des Schicksals kein Platz. Wenn der Entwicklungsgedanke den Tatbeständen nicht gerecht wird, bleibt zu untersuchen, wie weit widersprechende Äusserungen durch Herkunft aus verschiedener Umwelt zu verstehen sind. Letzten Endes zeigt sich in ihnen aber wohl die Antinomie zwischen dem menschlichen Verlangen nach Gerechtigkeit und seiner täglichen Enttäuschung. F. Wehrli

Robert Böhme: Pelopiden und Poeten. Zur Interdependenz von Mythos, Dichtung, Historie, Tragödie im klassischen Athen. Francke, Bern 1972. 69 S. Fr. 20.–.

Die vom Verf. aufgestellte These lautet, das Thyestesmahl stamme nicht aus epischer Tradition, sondern sei eine Erfindung des Sophokles. Sie wird hauptsächlich darauf abgestützt, dass das Motiv dem Pherekydes noch unbekannt sei, weil es sonst in einem mythographischen Überblick, der auf ihn zurückgehe (FGrHist 3 F 133, wozu u. a. Schol. Eurip. Orest. A¹ 811 und Apollodor Epitome 2, 10–14 genommen werden) erwähnt sein müsste. Sophokles habe die Anregung dazu in der von Herodot 1, 119 erzählten Rache des Astyages an Harpagos, die dem Thyestesmahl in der Tat sehr ähnlich ist, gefunden. Angesichts der Verbreitung des Kinderschachtungsmotivs bieten sich für diese Übereinstimmung aber auch andere Erklärungsmöglichkeiten an, und dass nicht erst Sophokles die Greuelgeschichte in die Tragödie eingeführt hat, beweist ihre Verwertung im Agamemnon des Aischylos 1590. B. hilft sich dagegen allerdings mit der Annahme, diese Stelle stamme mit ihrer ganzen Umgebung aus einer Überarbeitung, einen überzeugenden Beweis bleibt er dafür jedoch schuldig. Was endlich Pherekydes betrifft, so ist es unmöglich, seine Darstellung der Thyestessage aus dem erwähnten Scholion und der apollodorischen Epitome zu erschliessen.

F. Wehrli

Philip Vellacott: Sophocles and Oedipus. A Study of Oedipus Tyrannus with a New Translation. Macmillan, London 1971. XIV, 256 S. £ 4.00.

Im englischen Sprachbereich ist der Verf. durch seine Übersetzungen von Aeschylus, Euripides, Menander und Theophrast, in Amerika dazu durch seine College-Inszenierungen von antiken Tragödien und Shakespeare bekannt geworden. So steht auch in diesem Buch, welches für Leser und Zuschauer bestimmt ist, die den Sophokles nicht im Originaltext lesen können, vorweg eine wörtliche Prosaversion mit gegenüberliegender Versübersetzung, welcher Fachleute poetische Qualitäten attestieren. Die Interpretation, kritisch an Jebb, Kitto und Knox anschliessend, entwickelt vor allem den einen Hauptgedanken, Oedipus wisse von Anfang an, dass er der Mörder sei, versuche aber «the carefully constructed façade» (192), die königliche Lebenslüge, zu halten, bis es nicht mehr geht. Nun weiss freilich das Publikum aus dem Mythos von allem Anfang an um die Identität des Königs; der Dichter kennt sie und auch Oedipus müsste es eigentlich viel früher merken. Ansätze zu solcher Einsicht im Text sind geschickt ausgewählt und anregend, im einzelnen textnah und ohne Gewaltsamkeiten zur Stütze des Leitgedankens interpretiert. Aber Leitgedanke und Argumente kommen wohl doch zu sehr vom modernen Kriterium der psychologischen Wahrscheinlichkeit, zu wenig von der antiken Form und ihren Konventionen, von der dramatischen Technik und Kunst des Sophokles her, als dass man diese unkonventionelle Neudeutung im ganzen übernehmen könnte. Die Bedeutung des Buches liegt in der Übertragung und Adaptation eines antiken Stücks für eine Inszenierung auf der modernen Bühne.

M. Imhof

Rüdiger Leimbach: Euripides Ion. Eine Interpretation. Diss. Frankfurt 1971. 144 S.

Gegen die theologisierenden Deutungen, die auch in letzter Zeit noch wieder so oder so etwas von der strahlenden Göttlichkeit Apollon zu retten suchten, ist die vorliegende Interpretation auf den Beweis hin angelegt, dass es gerade die Jämmerlichkeit Apollon ist, welche das Stück trägt. Sein Vorhaben, wie es Hermes im Prolog präsentiert – Kreusa und Ion sich finden zu lassen, aber dabei die eigene Rolle als Verführer und illegitimer Vater nicht zu enthüllen –, treibt die Handlung im ersten Teil voran; zugleich aber enthält dieses Vorhaben einen inneren Widerspruch, der im zweiten Teil nur äusserlich durch die Pythia und Athene gelöst werden kann, wobei Ions reiner Glaube zerbricht. Wenn uns auch das Bild vom Gott und seiner Rolle inhaltlich-moralisierend überzeichnet scheint – Argumente aus der literarischen Form sind häufig übersehen oder falsch verstanden –, so halten wir doch diese neue Deutung des gekonnten und umstrittenen Stücks für eine heilsame Katharsis und einen unbestreitbaren Fortschritt. Den späten Euripides interessieren nicht so sehr die Götter wie die Menschen und ihr Glaube an die Götter. Da ist die neue Deutung des Schlusses wichtig, wo der Verf. u. a. mit Norwood und mit der überlieferten Personenverteilung in Ions Schweigen «die tiefe Betroffenheit des frommen Jünglings» sieht, «dem über seinem Gott die Augen aufgegangen sind» (122). Wenn wirklich «Ion mit dem reinen und heiligen Gott die wertgebende Norm seines Lebens verliert» (132), wäre für den Titelhelden die Tragik und für das Stück der Charakter der Tragikomödie gerettet. Da müsste nun weitere Untersuchung erweisen, ob solche Auffassung vom Tragischen – das Schweigen der Hauptperson am Schluss als Hauptaussage – mit dem Stück und dem Gesamtwerk des Euripides in Übereinstimmung zu bringen ist.

M. Imhof

Walter Burkert: Homo necans. Interpretationen altgriechischer Opferriten und Mythen. Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten Bd. 32. De Gruyter, Berlin 1972. XII, 376 p. DM 88.-.

B. nous offre une vision fascinante de l'histoire du sacrifice. L'immense paléolithique a façonné l'être humain. En se fabriquant des armes, celui-ci devient alors animal de proie. Sa psychologie en reste marquée. Plusieurs de ses conduites vitales, la chasse notamment, se lient à un ensemble ordonné de comportements (préparation-meurtre-restauration) où s'expriment pulsions instinctives, contraintes sociales et sentiments de culpabilité. Apparentés aux conduites 'rituelles' observées chez les animaux, de tels systèmes de comportements peuvent se détacher des conditions réelles de leur exercice; dès lors certains des gestes qui les composent peuvent être remplacés ou complétés par d'autres gestes 'théâtraux', voire par des paroles ou des récits; ils peuvent aussi survivre aux circonstances où ils ont pris naissance. Ils conservent dans les sociétés agricoles leur structure fondamentale et continuent d'y exprimer des instincts primitifs mais profonds, celui d'agression en premier lieu, et l'obéissance de l'homme à l'ordre social dont les complexes rituels symbolisent périodiquement la restauration.

B. situe dans cette perspective une étude minutieuse de cultes et de mythes helléniques; l'éclairage ainsi projeté, lui permet de regrouper d'une façon originale des documents connus et d'en renouveler l'interprétation. Des cultes du mont Lycée, il passe aux sacrifices d'Olympie qu'il explique d'une façon pénétrante, puis saisit progressivement d'autres ensembles mythiques et rituels dont l'archaïsme est moins apparent; audace dans l'hypothèse et sûre érudition lui permettent de proposer même une lecture des rites éleusiens. – La thèse qu'il soutient soulèvera des objections; plusieurs de ses interprétations inspireront des doutes; son livre restera pourtant un grand livre. Suggestif, excitant pour la pensée, inspiré par une vision personnelle de l'homme, il apporte une théorie du sacrifice. Il doit en outre sa valeur à la richesse des informations qu'il met en œuvre et que des index rendent aisément utilisables.

J. Rudhardt

Marcel Detienne: Les Jardins d'Adonis. La mythologie des aromates en Grèce. Biblioth. des Histoires. Gallimard, Paris 1972. 248 p., 4 pl.

Livre original, révolutionnaire, qui récuse avec force le symbolisme naturaliste de Frazer pour appliquer la méthode structuraliste de Lévi-Strauss, où l'on décrypte les différents plans de signification, qui s'éclairent réciproquement dans une série de mythes, proches par le thème et des oppositions pertinentes. Partant du mythe d'Adonis pour aboutir à la fête attique d'ordre privé des Adonies (connues surtout par des documents figurés et littéraires des Ve et IVe s.) l'auteur les oppose point par point aux Thesmophories présidées par Déméter: licence débridée des amants, culture caniculaire sur les toits de plantes en pot séchées en huit jours, cueillette fictive d'aromates dont on abuse. Adonis en effet, loin de symboliser le cycle naturel des cultures céréalières, évoque la surabondance sexuelle, la sensualité dans les liens illégitimes, vouées bientôt à la stérilité et à la mort. Mythe et rituel en vogue à l'aube du IVe s. que marque la crise de la cité. Cette thèse principale nous paraît convaincante.

Pour y parvenir, D. nous entraîne dans de longs détours attrayants ou bizarres où s'étaient de manière étourdissante les codes botanique, astronomique, sociologique, voire onomastique d'une série de mythes. Adonis, fruit de l'union incestueuse de Myrrha est lié aux aromates qui exigent le feu de l'été et de la cuisson pour dégager, quand le solstice de juin rapproche dangereusement la terre et le soleil, leur double valeur: médiatrice entre hommes et dieux lors des sacrifices, séductrice dans les liaisons amoureuses. Adonis, amant d'Aphrodite et de Perséphone (jonction d'En Haut et d'En Bas), mourra jeune, fuyant le sanglier, parmi les laitues, plante humide et stérilisante. Pour confirmer la démonstration, on interroge et l'on éclaire de manière inédite l'histoire du phénix, la fève des pythagoriciens, l'aventure de Mintha, amante d'Hadès et victime du courroux de Déméter et Perséphone conjuguées, le séduisant Phaon, les Lemniennes malodorantes et j'en passe. Partout l'on retrouve dans des tableaux-résumés les oppositions binaires des ethnologues: crû-cuit, humide-sec, pourri-parfumé, terre-ciel, stérile-fécond. Une introduction élogieuse de J.-P. Vernant précise et prolonge même la démarche de l'auteur. Index fort utile.

Quelques trop brèves remarques s'imposent: l'érudition est incontestable, les citations, avec références, exactes; mais dans la perspective adoptée, on ne s'inquiète plus guère de la chronologie, ni du genre des sources qui vont pourtant d'Hésiode au médecin Oribase du IVe s. ap. J.-C., en passant par Hérodote, Panyassis, Platon, Théophraste, Ovide, Plin l'Ancien. Les problèmes de l'hellénisation d'Adonis, dieu orientale au nom sémitique, sont laissés de côté. Si D. applique en général brillamment la méthode, en intégrant tous les témoignages en un système rigoureux, il n'insiste pas – et pour cause – sur le retour péri-

dique d'Adonis (Théocrite, *Syracus.* v. 136 sq.) ou sur son sang changé en anémone (Ovide, *Mét.* X 739) dont Dioscoride vante les vertus qui favorisent la fécondité féminine. A la page 224, la femme est d'abord «de nature humide et froide» puis «dessèche son compagnon, comme un feu inextinguible» (à la canicule, il est vrai!). L'espoir est de retrouver la signification des élaborations inconscientes où se confondent états subjectifs et propriétés du cosmos. Mais rejoint-on vraiment, ce qui nous importe d'abord, le système de pensée de la Grèce antique? – Livre provocant, qui enthousiasmera ou irritera, mais ne laissera pas indifférent. (L'œuvre a été étudiée lors des colloques de grec 72–73 de Lausanne, auxquels je dois beaucoup.)

J.-P. Borle

Egidius Schmalzriedt: Platon. Der Schriftsteller und die Wahrheit. Pieper, München 1969. 398 S. DM 64.–

Dieses Buch setzt das in den Arbeiten der Tübinger Schule behauptete gebrochene Verhältnis Platons zur Schriftlichkeit (d. h. Mitteilbarkeit von Erkenntnissen durch Worte) dogmatisch voraus (Anm. 1) und legitimiert somit 'folgerichtig' die Kategorie des Schriftstellers Platon («dass jeder, der in den Dialogen dem Philosophen Platon zu begegnen sucht, immer nur auf den Schriftsteller trifft, der ein philosophisches Thema zum Anlass für ein literarisches Produkt macht» [25]). Tatsächlich gibt dieses Buch für die philosophischen Probleme so gut wie nichts aus; man empfindet die dialektische Schwebel, jene Kategorie der lebensphilosophischen Platondeutung durch den George-Kreis. Unangenehm berühren Seite für Seite manieristische, an den Jargon bestimmter Denker anklingende Formulierungen («Theoremstruktur», «Bildthesen», «Konstanz der Kontinuität», «Konstanz der Iteration», «dynamisches Denken», «fixierter Brennpunkt» usw.). Der Rezensent gesteht, sie nicht verstehen zu wollen. Die letzten Klarheiten werden unnötig verschleiert. In der Sache lehrt uns der Verf., dass im literarischen Oeuvre Platons die Antithese 'Schein gegen Wahrheit' zur «Entfaltung des einmal entdeckten Schein:Wahrheits-Verhältnisses» gelangt.

Diese Arbeit ist ein Zeugnis von des Verf. ureigenem Platon-Erlebnis (wie etwa das Buch von Hugo Perls). Einen Beitrag zur Forschung bietet es nicht (auch wegen der unkritischen Übernahme bestimmter Dogmen zu den einschlägigen Stellen im *Phaidros* und im 7. Brief). Studenten würden durch dieses Buch nur fehlgeleitet.

A. Graeser

Dietrich Mannsperger: Physis bei Platon. De Gruyter, Berlin 1969. 336 S. DM 38.–

Dieses Buch – die überarbeitete Fassung einer Tübinger Diss. (1963) – behandelt einen anerkanntermaßen schwierigen Gegenstand. Begriffsanalysen am Werke Platons haben dem Umstand Rechnung zu tragen, dass Platon ein klar denkender und schreibender Autor ist, der sich als Stilist von hohem Grade gleichwohl dem Zwang terminologischer Einengung zu entziehen weiss. Wie weit reicht diese Spannweite? Wie weit vermag modernes Denken sie zu tolerieren? Der Verf. bietet keine eigentliche Begriffsuntersuchung, sondern eher eine ideengeschichtliche Studie, die einen – wie der Verf. meint – für Platon fundamentalen Gedanken (*Physis*) von verschiedenen Seiten her zu beleuchten bemüht ist. Hier erfährt man einiges über Kristallisationspunkte jenes Verständnisses, das dem Begriff 'Physis' unterliegt. Doch bietet das Buch wenig auf, um schwierige Textstellen besser verstehbar zu machen. Dies liegt zum guten Teil an der Methode; denn aus irgendeinem (vom Leser nicht klar zu erkennenden) Vorgriff heraus wird ein bestimmter Erwartungshorizont an Platon herangetragen, an dem dann einzelne Stellen bemessen werden, z. T. sehr eklektisch. (In seiner klugen Besprechung im *Gnomon* 43 [1971] bemerkt H. Nörenberg treffend: «Dem äusseren Anschein nach will die Methode der Untersuchung induktiv sein, ...; in Wahrheit ist sie jedoch deduktiv, da die Textstellen nach dem zu erreichenden Ziel ausgewählt werden» [S. 134].)

Im ersten Hauptteil «Etymologischer Hintergrund und Umkreis» (38–52) kommt der Verf. zu dem auch sonst bekannten Befund, dass «die zwei wichtigsten Verwirklichungen der indogermanischen Wurzel im klassischen Griechisch, das nominale *φύσις* und das verbale *φύειν*, ... getrennt voneinander die beiden gegensätzlichen Aspekte der Grundbedeutung» vertreten, «dass beide Worte schon in sehr früher Zeit aus der noch lebendigen Grundvorstellung erwachsen sind» (50). Diesen Befund versucht der Verf. dann an Platon zu verifizieren. Ein zweiter Hauptteil «Die sprachliche Erscheinungsform» (53–155) behandelt die nominale, verbale und adjektivische Ausprägung; im Anschluss daran handelt der Verf. über «Nachbar- und Begleitbegriffe» (156–228), den «Umgang mit *Physis*» (229–236), schliesslich über «*Physis* in den einzelnen Sachbereichen» (241–250), «Funktion und Stellung der *Physis*frage im Dialog» (251–254) sowie «Interpretation zusammenhängender Abschnitte» (255–284, zu *Phaidr.* 269 e 4–271 b 5, *Nom.* 886 b 10–896 c 3, *Tim.* 35 a 1–37 c 5). Dass man kaum mehr erfährt als aus einer flüchtigen Lektüre der Originalstellen, scheint

nicht zuviel behauptet, besonders die Bemerkungen zu 892 b 6 im 10. Buch der *Nomoi* bestärken den Rez. in der Gewissheit, dass dieses Buch vor den wirklichen Schwierigkeiten, wie sie die Platon-Philologie nun einmal kennt, kapitulieren muss. Eine modehafte, falsche Art des Tiefsinnes findet an dem Naheliegenden, konkret Beschreibbaren weniger Gefallen als an dem, was künstlich verdunkelt entrückt erscheint (siehe das «Hinhören auf die *Physis*» [305]).

A. Graeser

Gisela Striker: Peras und Apeiron. Das Problem der Formen in Platons *Philebos*. *Hypomnemata* 30. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1970. 84 S. DM 12.80.

Diese Dissertation aus der Schule G. Patzigs bedeutet einen ausgezeichneten Beitrag zur Diskussion von Problemen, wie sie die platonischen Dialoge aufgeben. Ohne falschen Tiefsinn werden verschiedene Lösungsversuche erwogen und in ihren Problemlinien voll ausgezogen. Ein Teil beschäftigt sich mit *Phileb.* 14–18 («Das Paradox vom Einen und Vielen und die Formen», 11–30). Ein zweiter Teil «Was ist ein *γένος*?» (31–40) leitet über zum Kernteil: «Die vier Gattungen alles Seienden» (41–76), also eine Diskussion von *Phileb.* 23–27. Abschliessend stellt sich die Verf. die Frage nach dem Verhältnis der Formen zu den vier Gattungen («Die vier Gattungen und die Formen», 77–81).

Interessant sind 17 ff. die Argumente für die Übersetzung von *Phileb.* 16 c 9–10 («dass die Dinge, die als ewig seiend bezeichnet werden, aus einem und vielem bestehen und ihrer Natur nach Grenze und Unbegrenztheit in sich enthalten»). *Apeiria* gehört zur Natur der Formen in dem Sinn, dass sie ihrer Natur nach so sind, dass Einzeldinge an ihnen teilhaben können (29). Nebenbei, der Begriff 'Form' für die platonische Idee hat sich zwar im anglo-amerikanischen Bereich eingebürgert; dies macht ihn gleichwohl nicht angemessener. *γένη* versteht die Verf. als Klassen – «dies bedeutet allerdings nicht, dass Platons *γένος* dem modernen Begriff einer Klasse entspräche» (32); die Verf. macht darauf aufmerksam, dass es Stellen gibt, an denen es nicht möglich ist, *γένος* mit 'Klasse' zu übersetzen, eher mit 'Begriff'. – Das *ἄπειρον* «muss als eine Klasse aufgefasst werden, deren Elemente die in der wahrnehmbaren Welt vorkommenden Einzeldinge sind» (50). Es wird auch gezeigt, dass die an Porphyrios bei Simplicius in *Phys.* 454, 17 ff. orientierte Interpretation (u. a. bei H.-J. Krämer), konziliant gesagt, nur einen Teil dessen trifft, was der *Philebos* lehrt (76), und dass die Identifikation des Raumes im *Timaios* mit dem *Apeiron* nicht legitim ist (80). Wiederholt zeigt die Verf., dass Platon zwischen dem, was wir Inklusion und Elementenrelation nennen, keinen Unterschied macht.

A. Graeser

Wolfgang Detel: Platons Beschreibung des falschen Satzes im Theätet und Sophistes. *Hypomnemata* 36. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1972. 114 S. DM 22.–.

Entsprechend einer modernen Präzisierung gilt: Der Satz stellt das Bestehen und Nichtbestehen der Sachverhalte dar. Die Antike ging von der Annahme aus, dass in falschen Sätzen etwas behauptet werde, was es nicht gibt, dass also etwas als Nicht-Seiendes behauptet werde. Eine Reihe von Denkern nicht nur der sog. Sophistik gelangte womöglich zu der ernsthaften Auffassung, dass es 'falsche Sätze' gar nicht geben könne.

Diese Mannheimer Dissertation stellt einen ganz beachtlichen Beitrag zur Erforschung und Erklärung eines vergleichsweise schwierigen Problems dar, mit dem sich Platon wiederholt (und auf jeweils unterschiedlichem Niveau) auseinandersetzte. Besonders im *Theaitet* hat Platon die Schwierigkeiten klar erkannt. Ist die Tatsache, dass er in diesem Dialog den 'falschen Satz' noch nicht beschrieben hat, als Beweis dafür anzusehen, dass er diesem Problem noch nicht gewachsen war? Entgegen der herrschenden Meinung geht es dem Verf. um den Nachweis, dass die Schwierigkeiten, die Platon auch hier noch im Wege standen, anderer Natur waren, d. h. sich aus der Art und Weise ergeben mussten, wie er auf Grund der Ideentheorie das Wort 'Sein' gebraucht. Das Problem selbst kann in der angelsächsischen Literatur bereits auf eine beachtliche Geschichte zurücksehen. Über den Stand dieser z. T. sehr technisch geführten Diskussion informiert der Verf. im ersten Teil (11–29). Im zweiten Teil (30–67, zum *Theaitet*) diskutiert er Platons verschiedene Anläufe, die schliesslich zum endgültigen Scheitern der 'falschen Meinung' im *Theaitet* führen; u. a. leiten D.s Untersuchungen zu dem Ergebnis, «dass die Beschreibung der theoretischen Erkenntnis als Zuordnung eines Namens zu einem Gegenstand für die Beschreibung des falschen Satzes notwendig ist, ihrerseits aber die Einführung der Ideenlehre erforderlich macht». Entsprechend wird im dritten Teil (68–108, zum *Sophistes*) nicht anders als bei Platon selbst der Explikation der Termini 'Sein' und 'Nichtsein' breiter Raum gegeben. Denn die Normierung des Wortes 'Sein' lässt dann Schwierigkeiten entstehen, wenn man den falschen Satz beschreiben will. Jeder Satz bezieht sich auf etwas Nicht-Seiendes, und zwar auf etwas schlechthin Nicht-Seiendes: auf einen Sachverhalt, der nicht besteht. Aber Platons Verwendung des

Wortes 'Nicht-Sein' bezieht sich nur auf Ideen. Ursache der Falschheit von Sätzen ist die Verwechslung des 'Verschiedenen' und 'Identischen' bzw. 'Nicht-Seienden' und 'Seienden'. Platons Beschreibung zeigt aber darüber hinaus, dass die Kennzeichnung des falschen Satzes mit seiner eigenen, in der Ideentheorie festgelegten Normierung von 'Sein' vereinbar ist.

Auf weite Strecken ist diese ausgezeichnete Arbeit von der Methode der neueren Philosophie geprägt; in dieser Hinsicht ist sie dem Zuschnitt angepasst, der in anderen, um die Erforschung der Leistungsfähigkeit der antiken Philosophie hoch verdienten Hypomnemata-Arbeiten einmal geschaffen wurde.

A. Graeser

Eckart Schütrumpf: Die Bedeutung des Wortes ethos in der Poetik des Aristoteles. Zetemata 49. Beck, München 1970. VIII, 147 S. DM 24.-.

Diese über den eigentlichen Themenkreis angemessen weit hinausgehende Arbeit beginnt mit einer Untersuchung der Bedeutung des Wortes ἦθος bei Aristoteles; sie führt zu dem Befund, dass ἦθος nie die Bedeutung von πάθος «annehmen kann» (36), andererseits auch nicht in jedem Fall mit einer ἠθικὴ ἐξις gleichzusetzen ist. In der Ethik «lassen sich im allgemeinen immer die einzelnen Qualitäten des ἦθος mit den Eigenschaften gleichsetzen, die dort ἠθικαὶ ἐξις sind, uneinheitlich ist dagegen die Verwendung von ἦθος in der Rhetorik» (36). Die Darstellung des Sinnbezirkes und die Übersetzung von ἦθος und ἠθικός zeigt, dass nur im prägnanten Fall die Übersetzung von ἠθικός durch 'sittlich' (gute ἦθη darstellend) möglich ist; in den drei anderen Fällen ist das Verständnis des Adjektivs von der Ableitung von ἦθος ('Charakter') her offensichtlich. – In der Unterscheidung literarischer Formen nach der Qualität der dargestellten Personen (Poet. c. 2) argumentiert der Verf. (gegen Elses Interpolationstheorie) für eine Kohärenz im Hinblick auf die auch anderswo vertretenen Auffassungen (49). Seine Unterscheidung der Bedeutung des Begriffes ἦθος und der ein Qualitätsurteil über das ἦθος beinhaltenden Begriffe ἀρετή, κακία, σπουδαῖος, φαῦλος besagt, dass ἦθος in der Poetik genau so gebraucht wird wie in der Ethik, die in c. 2 und 5 genannten Eigenschaften seien immer Qualitäten des ἦθος. Im Hinblick auf die Frage nach dem ἦθος als Unterscheidungsmerkmal literarischer Form (c. 2) stellt der Verf. u. a. gegen Stark fest, dass es sich hier nur um ein untergeordnetes Unterscheidungsmerkmal handelt (63–64). Im Hinblick auf c. 4 handelt er über die Spaltung der Dichtung auf Grund des ἦθος der Dichter und schliesslich (c. 6) über die Herleitung des ἦθος als eines Teiles der Tragödie; er meint, dass ἦθος auch die dargestellte Person bezeichnen kann (94). Eine abschliessende Untersuchung zu c. 13 bemüht sich um die Art der Bestimmung der Eigenschaft des Helden der Tragödie, in Zusammenhang von c. 15 argumentiert er gegen Elses These von einer späteren Abfassung der zweiten Hälfte dieses Kapitels.

Es handelt sich um eine durchwegs gut informierte Arbeit. Woran sie leidet, ist, dass definitorische Probleme im Zusammenhang der begrifflichen Schwierigkeiten nicht auf der Höhe des Denkens unserer Sprache angegangen werden.

A. Graeser

Karl Bärthlein: Die Transzendentalienlehre der alten Ontologie. I. Teil: Die Transzendentalienlehre im Corpus Aristotelicum. De Gruyter, Berlin 1972. VIII, 415 S. DM 88.-.

Die scholastische Ontologie sprach ebenso wie die deutsche Schulmetaphysik von der Konvertibilität von z. B. *ens, unum, verum, bonum*, von einer extensionalen Äquivalenz dieser Termini, wie man heute sagen würde. B.s gelehrte Arbeit, die übrigens den Grundstock zu weiteren Studien bilden soll, stellt sich die Aufgabe, nachzuprüfen, ob die mittelalterlichen Autoren mit ihrer Annahme recht hatten, dass man sich für diese Lehre auf Aristoteles (d. h. das Corpus Aristotelicum) berufen dürfe. Der Verf. gelangt zu dem Befund, dass dies nicht der Fall ist. Für die klassische Philologie ist diese Studie also einmal interessant, weil sie an das CA Fragen heranträgt, die ein bedeutendes Stück seiner Wirkungsgeschichte ausmachen. Was sie darüber hinaus aber auch für die Aristoteles-Forschung wichtig erscheinen lässt, ist der Umstand, dass der Verf. eine ganze Reihe von Interpretationen notorisch schwieriger Stellen im CA liefert.

Im Rahmen des ersten Kapitels («Findet sich im CA die Lehre von der transzendentalen Wahrheit?» 22–67) kommt der Verf. natürlich auch auf die schwierige Partie in *Metaph. II 1* zu sprechen (25ff.), wobei verschiedene Erklärungsmöglichkeiten ausdiskutiert werden; interessant ist auch der Abschnitt über «Die aristotelische Lehre vom irrtumsfreien, immer wahren Erfassen» (33–74, mit besonderer Berücksichtigung von *De An. III 4–8*). Das zweite Kapitel («Enthält das CA den Begriff des transzendentalen Gutseins?» 77–108) geht ausführlich auf *MM I 2*, *EE I 8* sowie *EN I 6* ein, sowie auf *Metaph. XIV* und *Phys. I 9*. Der Rez. neigt zu der Annahme, dass der Verf. zu wenig bei der eigentlich interessanten Frage verweilt, was die 'Kategorien' wirklich sind. Beispielhaft ist hier für den Zusammenhang von *EN I 6* übrigens die Diskussion von J. L. Ackrill in der Walzer-Festschrift sowie die «Be-

merkungen zu den Kategorien des Aristoteles» von G. Patzig in der Von Weizsäcker-Festschrift. Das dritte und weitaus umfangreichste Kapitel schliesslich («Findet sich im CA eine Theorie vom transzendentalen Seienden und vom transzendentalen Einen?» 109–370) wirft eine Reihe von fundamentalen Fragen auf, das «Verhältnis von Ontologie und Theologie» betreffend, «die Lehre vom Seienden als Seienden», sowie eine Diskussion des Widerspruchsprinzips mit seiner Wirkungsgeschichte. Natürlich werden die einschlägigen Stellen zum Verhältnis von Einheit und Sein interpretiert. – Ein erster Anhang handelt über «die Sonderstellung von Metaph. IV», ein zweiter über die «Akademische Lehre von den Idealzahlen».

Von der ausserordentlichen Fülle von interessanten Beobachtungen zur Aristoteles-Exegese kann in diesem Rahmen leider kein Eindruck vermittelt werden. Dem nächsten Band über die Spätantike wird man mit grossen Erwartungen entgegensehen. Kritisch sei hier vermerkt, dass der Verf. auf Grund seines Engagements für die Metaphysik die Aristotelica nicht selten unter dem wertenden Gesichtspunkt des 'noch nicht' betrachtet. Andere Autoren würden mit Genugtuung vermerken, dass Aristoteles recht daran tat, nicht zu weit zu gehen. A. Graeser

Klaus Döring: Die Megariker. Kommentierte Sammlung der Testimonien. Studien zur antiken Philosophie 2. Grüner, Amsterdam 1972. XII, 185 S. Hfl. 80.–.

D.s bedeutende, um einen Anhang erweiterte Dissertation füllt eine Lücke, die besonders seit der Zeit empfunden wird, da die megarisch-stoische Logik als antike Form der Junktoren-Logik und somit neben der aristotelischen Termlogik als eigenständige Leistung erkannt wurde und heute entsprechend besondere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Die sehr sorgfältige und ansprechend präsentierte Textsammlung umfasst: «I. Euklid und sein Kreis» (3–15), «II. Eubulides und sein Kreis» (16–27), «III. Diodor und sein Kreis» (28–45), «IV. Stilpon und sein Kreis» (46–61), sowie den Anhang «Bryson und sein Schüler Polyxenos» (62–170); hinzu kommen ein nützliches «Stemma der Lehrer-Schüler-Verhältnisse» (171), ein «Verzeichnis der wichtigsten Literatur» (172–174) und ein übersichtlich angelegtes Stellenregister (175–185).

Der Kommentar selbst enthält eine Fülle von nützlichen und überaus wichtigen Informationen, die dem Leser in der Regel einen sehr guten Einblick in den jeweiligen Zusammenhang bieten; der Verf. legte besonderen Wert darauf, gerade die bisher weniger beachteten Zeugnisse quellenkritisch, historisch und inhaltlich näher zu untersuchen. Mit den detaillierten Spezialuntersuchungen zu den eher notorischen Problemen wollte er nach eigenen Worten gar nicht erst konkurrieren (XI–XII). Hier legte sich D. aber vermutlich zuviel Zurückhaltung auf. Denn da er weder die Problematik des 'Lügner-Argumentes' auch nur im Ansatz skizziert (also nicht darauf hinweist, dass es hier um Sätze unterschiedlicher Ordnung geht, die als solche nicht erkannt wurden) noch das sog. Modalitätenproblem im Zusammenhang des 'Meister-Arguments' oder das Problem der 'Implikation' herausarbeitet, bleibt der weniger spezialistisch geschulte Leser auf die einschlägigen Literaturverweise angewiesen. Manche dieser hochspezialisierten und ausgesprochen technischen Arbeiten eignen sich aber nicht für das Selbststudium. Der gleiche Leser wird vermutlich auch eine Diskussion derjenigen Termini technici vermissen, die in der Stoa eine Systemstelle erhalten sollten. Nun bringt es der Gegenstand selbst mit sich, dass ein dermassen vielschichtiger und inhaltlich von Grund auf weitverzweigter Textbestand unmöglich in sämtlichen Belangen gleichmässig diskutiert werden kann. Gleichwohl erfüllt der Kommentar im ganzen sehr wohl die ihm vom Verf. gegebene Bestimmung, nämlich «denen, die sich ernsthaft mit den Megarikern befassen wollen, ein solideres Fundament für ihre Bemühungen zu geben» (XII). Das Erscheinen dieser Arbeit ist jedenfalls dankbar zu begrüssen. A. Graeser

Paul Moraux: D'Aristote à Bessarion. Trois exposés sur l'histoire et la transmission de l'aristotélisme grec. Presses de l'Université Laval, Québec 1970. 94 S. \$ 2.50.

Die im Titel genannten Gastvorlesungen wurden 1969 an der Universität Laval in Quebec gehalten und behandeln Themen, welche der Verf. damals für eingehendere Veröffentlichungen bearbeitete. Der erste Vortrag würdigt die Aristoteliker von Andronikos von Rhodos bis Alexander von Aphrodisias als Wegbereiter des spätantiken und mittelalterlichen Aristotelismus. In dem daran sich anschliessenden Überblick über den peripatetischen Vorsetzungsgedanken wird herausgearbeitet, wie dieser von einzelnen Ansätzen im Werk des Schulgründers aus in Auseinandersetzung mit Platonismus und Stoa systematisch entwickelt wurde. Den Abschluss bildet eine Skizze der handschriftlichen Überlieferung von Aristoteles' Schulschriften. Als Marksteine derselben werden die Bearbeitung des Andronikos von Rhodos, die byzantinische Umschrift in Minuskeln und die im 15. Jahrhundert erfolgende Rettung von Handschriften nach Italien hervorgehoben. F. Wehrli

Pseudo-Archytas: Über die Kategorien. Texte zur griechischen Aristoteles-Exegese. Herausgegeben, übersetzt und kommentiert von *Thomas Alexander Szlezák*. Peripatoi 4. De Gruyter, Berlin 1972. X, 224 S. DM 72.–.

Die beiden Ps. Archytas-Schriften *Περὶ τοῦ καθόλου λόγου* und *Καθολικοὶ λόγοι δέκα*, die vorher zuletzt H. Thesleff mit andern Ps.-Pythagorica herausgegeben hat (The Pythagorean Texts of the Hellenistic Period, Abo 1965, S. 22 und 3; nach diesen Seiten und den Zeilen zitiert Szlezák) verdienen insofern die neue kritische, mit guten Indices (wo nur für die modernen Namen nicht alle sie bietenden Seiten verzeichnet sind) versehene Ausgabe, als durch die Blickrichtung besonders der Tübinger Schule auf Platos Altersvorlesung über das Gute die damit verbundene Kategorienthematik neues Interesse gewonnen hat. Und der Name Eudoros von Alexandria, den Szlezák für die Abfassung der pythagoreischen Version der spätplatonischen Prinzipienlehre bei Sextus Emp. Adv. math. 10, 263ff. für nicht ausgeschlossen, wenn auch nicht zu beweisen erachtet (solche Vorsichtsformulierungen häufig), erhält Gewicht, wenn ihm auch Photios Bibl. 249 gehört und wenn eine andere Fälschung, der Timaios Lokros, wie wieder M. Baltus im Buch über diesen (Leiden 1972) betont, mit Eudoros, der einen Kommentar zum platonischen Timaios verfasste, zusammenhängt. An der im 1. vorchr. Jh. einsetzenden Auseinandersetzung mit den aristotelischen Kategorien hat sich auch der Stoiker Athenodoros von Tarsos (*ὁ Σάνδωνος*) beteiligt, wie Simplicius im Kategorienkommentar (der die erste Archytasschrift in dorischer Form für echt und alt hält) zeigt; Szlezák identifiziert ihn mit dem Athenodorus Calvus von Cicero Ad Att. 16, 11, 4; anders O. Gigon, Palingenesia 4, 272 und wohl auch F. Jacoby FGrHist Nr. 746, der freilich auch die Kategorienfragmente nicht nennt und merkwürdigerweise auch nicht die Stelle Cicero Fam. 3, 7, 5 *Athenodorus Sandonis filius* (über *εὐγένεια*). – Nur die erste Archytasschrift gehört ins 1. vorchr. Jh., die zweite vielleicht – unter Benutzung antiker Materials – in byzantinische Zeit, wie Szlezák vermutet, als er nach der Drucklegung die Parallele in den byzantinischen Anonymi Logica et quadrivium (ed. J. L. Heiberg, Kopenhagen 1929) entdeckte.

W. Theiler

Arnaldo Momigliano: The Development of Greek Biography. Four lectures. Harvard University Press, Cambridge Mass. 1971. 127 S. \$ 8.–.

Die vier in Buchform erschienenen Vorlesungen sind im Jahre 1968 an der Harvard-Universität im Rahmen der Carl Newell Jackson Classical Lectures gehalten worden. Sie vermitteln einen Überblick über das biographische Schrifttum von Griechen und Römern und erörtern seine literargeschichtlichen Probleme; ein besonderes Interesse gilt der Abgrenzung zwischen Biographie und Geschichtsschreibung.

Die Vielfalt der dem Leser vorgeführten Formen macht deutlich, dass sich von einer antiken Biographie in streng gattungsmässigem Sinne nicht sprechen lässt. Als ein vorherrschendes Merkmal darf immerhin die Seltenheit eines durchgehend erzählten Lebenslaufes gelten. Abgesehen von der Jugend werden gewöhnlich nur einzelne Episoden herausgegriffen, die zur Veranschaulichung eines systematisch angelegten Porträts dienen, und dieses seinerseits ist auf einen Kanon von Werten ausgerichtet. Die sogenannte peripatetische und alexandrinische Biographie, welche F. Leo einst als massgebende Typen herausgearbeitet hatte, verlieren bei M. fast jede Bedeutung. Um so wichtiger erscheint in seiner Darstellung dafür die Literatur des 5. Jahrhunderts, weil diese die wichtigsten Ansätze zum Formenreichtum der späteren Menschendarstellung hervorgebracht hat.

F. Wehrli

Dietmar Najock: Drei anonyme griechische Traktate über die Musik. Eine kommentierte Neuausgabe des Bellermannschen Anonymus. Göttinger Musikwissenschaftliche Arbeiten 2. Bärenreiter, Göttingen 1972. 229 S. DM 48.–.

Den anonymen griechischen Musiktraktat, den Friedrich Bellermann im Jahre 1841 erstmals herausbrachte, erkennt der Neubearbeiter als Folge dreier mehr oder weniger selbständiger Abhandlungen; so erklärt sich der Titel. Die Edition Najocks ruht auf einem breiten Fundament von über zwanzig Codices und gewinnt manche gute Einsicht aus der eindringlichen Bemühung um Text- und Überlieferungskritik; Handschriftenbeschreibungen und ausgedehnte Angaben zur Recensio codicum fehlen nicht. Die Texte selber begleitet Najock mit textkritischen und kommentierenden Apparaten sowie zweckmässiger Übersetzung. Es folgen in der dankbar begrüßten Publikation Auslassungen des Herausgebers zu den Traktatabschnitten zur Melopoie, zur Frage der Gliederung der drei Texte und zu jener nach den verwerteten Theoretikervorlagen, wobei die immer wieder vollzogene Orientierung an den Gegebenheiten der Überlieferung besonders einnimmt.

M. Staehelin

Klaus Bringmann: Untersuchungen zum späten Cicero. Hypomnemata 29. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1971. 287 p. DM 42.–.

Examen des dernières œuvres de Cicéron à la lumière de ses objectifs littéraires et de la situation politique. Au schéma simplifié: intérêt précoce pour la philosophie, bientôt refoulé par l'activité d'avocat et la carrière politique, puis loisirs forcés et amertumes ramenant à des œuvres spéculatives, l'auteur apporte des nuances et précisions utiles, sinon toujours originales. Le Brutus et l'Orator permettent à Cic. de défendre son style oratoire, en combinant – comme déjà dans le De republica – théorie hellénistique et pratique romaine, sous le signe de l'efficacité, sans renoncer aux allusions politiques de l'ardent républicain. Sous la dictature césarienne, il entreprend d'enrichir la littérature latine d'œuvres d'un genre nouveau où il passera en revue les grands problèmes et systèmes philosophiques de son temps, à la lumière critique de la Nouvelle Académie, tout en la nuanciant: valeur sociale de la religion par ex. Point culminant: l'Hortensius où la philosophie est préférée à la poésie, à l'histoire et à l'art oratoire. Après la mort de César, les préambules du De divinat. II et du De fato marquent le retour à la politique. Le De amicitia et le De officiis débordent les problèmes d'éthique personnelle pour aborder les devoirs de l'homme d'Etat et stigmatiser – par allusions – la tyrannie, prélude aux Philippiques.

L'auteur insiste sur les liens entre les principales œuvres, sans oublier celles perdues comme le De gloria ou projetées comme le dialogue sur l'assassinat de César. Parmi les thèses des appendices, relevons: le De optimo genere oratorum n'est pas de Cic.; le De natura deorum a été publié du vivant de l'auteur (malgré J.-B. Mayor et Ph. Levine) et n'a pas été remanié; en liaison avec le De amicit. 42, la lettre de Matius (Ad Fam. XI 28) montre la tentative de ce dernier de distinguer, à propos de César, politique et amitié, ce qui l'a fait mal juger par les républicains.

J.-P. Borle

Gianna Petrone: La battuta a sorpresa negli oratori latini. Palumbo, Palermo 1971. 130 p. Lit. 1800.

Nella premessa si traccia la linea della teorizzazione dell'*ἀπροσδόκητον* da Aristotele attraverso la Rhetorica ad Herennium e Cicerone sino a Quintiliano. Successivamente si analizzano gli esempi anteriori a Cicerone e si sottolinea come Plauto distacchi in genere dagli elementi della frase – servendosi dello iato – la parola che deve produrre l'effetto a sorpresa. Si analizza l'*ἀπροσδόκητον* ironico nelle orazioni di Cicerone: in genere in Cicerone la battuta a sorpresa si trova alla fine di periodi ironici e contribuisce a rendere più efficace l'effetto d'ironia. Una sezione è dedicata all'*ἀπροσδόκητον* «negativo», usato da Cicerone con fini ironici o patetici. Nella parte conclusiva si considerano gli esempi postciceroniani: in Sallustio – nei discorsi inseriti nelle due monografie e nelle Historiae – il procedimento è praticamente assente, così come nelle due Invectivae e nei discorsi liviani. Le declamazioni preferiscono alla battuta a sorpresa strutture più ragionate, quali l'antitesi, l'oxymoron ecc.; il procedimento è ripreso da Apuleio nell'Apologia: su questa scelta ha influito in modo notevole l'identità del genere giudiziario.

Paolo Fedeli

Gilbert Highet: The Speeches in Vergil's Aeneid. Princeton University Press 1972. VII, 380 S. \$ 14.50

In Kap. I «Introduction» wird auf sympathische Weise die bisherige Literatur zum Thema besprochen, angefangen bei den oft absurden rhetorischen Analysen des Tib. Claudius Donatus. Kap. II «The speeches and their speakers» enthält Definitionen (Selbstgespräche werden einbezogen, nicht aber indirekte Reden) und eine Berechnung der Anzahl (333 Reden inklusive der von Aeneas in Buch 2 und 3 berichteten); es zeigt die Verteilung auf die einzelnen Bücher und die Gruppierung der Sprecher: anders als bei Homer sind Gespräche mit mehr als zwei Teilnehmern selten, und Vergil lässt keine Rede halten, ohne zugleich die Handlung voranzutreiben. Aeneas spricht abgesehen von seinem grossen Bericht relativ wenig (mit der Begründung durch Vergils verschlossenen Charakter überschreitet H. wie auch sonst gelegentlich die Grenzen des Wissbaren). In Kap. III und IV werden die Reden nach ihrem Inhalt eingeteilt und kurz interpretiert, unter «formal speeches» die politischen und quasi-gerichtlichen, die Feldherrnsprachen und die *vituperatio* 9, 598–620 (Nordens Thesen von einem Panegyricus auf Augustus und einer *laudatio funebris* auf Marcellus werden abgelehnt); bei den «informal speeches» ergeben sich zwei Gruppen, einerseits die «factual speeches», Prophezeiungen, Beschreibungen, Erzählungen und Fragen, andererseits die «emotional speeches», Begrüssungen (sie werden oft ausgespart), Abschiedsworte, Drohungen und Herausforderungen (weniger häufig und kürzer als bei Homer), Gebete (in der Form nicht so starr, wie nach den bekannten römischen Gebetstypen zu erwarten wäre), Befehle, Überredungsversuche, Apostrophen, Monologe (hier ist der Einfluss des Euripides

und der hellenistischen Dichtung besonders wirksam; die Helenaszene 2, 567–588 wird als ein von Vergil selbst aufgegebener, aber nicht mehr ersetzter Entwurf betrachtet – wohl die annehmbarste Lösung des üblen Problems). Kap. V «The speeches and their models» diskutiert zu den wichtigsten Reden, geordnet nach Sprechern, das von Knauer «Die Aeneis und Homer» bereitgestellte Material und was an sonstigen Vorbildern (Tragödie, Apollonios, Ennius, Lukrez, Catull, Selbstzitate) namhaft gemacht wird. Dieser Abschnitt befriedigt am wenigsten: die Vergleiche sind meistens zu summarisch, und zudem hat Vergil in den Reden keine wesentlich andere Imitationstechnik angewandt als in den übrigen Teilen. Kap. VI «Vergilius orator an poeta» fasst als Ergebnis zusammen, dass einige der formalen Reden sich durchaus in die Schemata der Rhetorik einfügen, dass aber der Dichter den Redner überrage, ja dass Vergil von Abneigung und Misstrauen gegenüber der Redekunst erfüllt gewesen sei. 7 Appendices erfassen statistisch alles, was sich dazu eignet. J. Delz

Gerhard Binder: Aeneas und Augustus. Interpretationen zum 8. Buch der Aeneis. Beiträge zur klassischen Philologie 38. Meisenheim am Glan 1971. 299 p. DM 47.–

Si tratta di un ennesimo tentativo d'interpretazione dell'Eneide come documento della vita spirituale e, soprattutto, politica dell'epoca d'Augusto. Nella sua analisi il Binder si muove sulla scia di V. Buchheit (Vergil über die Sendung Roms, Heidelberg 1963), che aveva analizzato l'aspetto nazionale dell'epos, e di V. Pöschl (Die Dichtkunst Virgils. Bild und Symbol in der Aeneis, Darmstadt 1964²), che aveva studiato i simboli per dedurre allusioni di Virgilio alla realtà contemporanea. Secondo il Binder la poesia di Virgilio è una «poesia impegnata»; né lui né gli altri poeti augustei sono stati puri e semplici diffusori della propaganda augustea; ma hanno salutato con entusiasmo sincero l'era di pace che si dischiudeva dopo le guerre civili e hanno dedicato la loro attività poetica all'esaltazione della *pax Augusta*. Muovendo da tali premesse il Binder analizza i vv. 1–174; 306–368; 627–731 dell'VIII libro, con lo scopo di delineare in che modo Virgilio abbia rappresentato Enea nell'VIII libro come anticipatore d'Augusto. Secondo il Binder nell'VIII libro sin dai primi versi la struttura mostra chiaramente che tutto tende al punto culminante, rappresentato dalla descrizione dello scudo nella conclusione del libro, e molte scene della prima parte dell'VIII libro trovano la giusta spiegazione in immagini raffigurate sullo scudo di Enea. A proposito di tali interpretazioni, particolarmente frequenti nella critica tedesca, della poesia dell'Eneide, a me sembrano ancora valide, ed anzi fondamentali, le riserve espresse da Antonio La Penna in *Maia* 17 (1965) 340–365. Bisogna, però, riconoscere che l'analisi del Binder è mantenuta ad un buon livello e si rivela particolarmente utile per la presenza di un'abbondante bibliografia, anche se proprio l'articolo del La Penna non è mai citato.

Paolo Fedeli

Dieter Güntzschel: Beiträge zur Datierung des Culex. *Orbis Antiquus* 27. Aschendorff, Münster/W. 1972. 264 p. DM 48.–

Nella prima parte del suo lavoro l'autore si occupa delle antiche datazioni del *Culex* e del problema del destinatario: il Güntzschel sottolinea che, se il destinatario fosse Ottavio e l'autore Virgilio, ciò sarebbe in contrasto con le testimonianze antiche sull'inizio dell'amicizia tra Virgilio e il futuro Augusto; che sia Ottavio il destinatario è provato, d'altra parte, dai vv. 37–41, che vanno interpretati come *auguria ex eventu*. Mancano nel *Culex* allusioni dirette utili per la cronologia ed i criteri linguistico-stilistici non rivestono un'importanza decisiva per la datazione; tutt'al più esistono elementi che fanno pensare ad una datazione tarda. È difficile anche basarsi sull'eventuale imitazione di autori latini, sia perché il testo è mal tramandato, sia perché il suo autore è un poeta mediocre; dal trattamento dell'episodio di Scilla si capisce che egli lavorava ad incastro, fondendo varie fonti. Nella seconda parte del libro si analizzano i rapporti del *Culex* con Ovidio ed i poeti postovidiani (in particolare Manilio e Calpurnio Siculo). Secondo il Güntzschel il *Culex* è stato composto durante il principato di Tiberio.

Paolo Fedeli

Laurenz Bösing: Griechen und Römer im Augustusbrief des Horaz. Druckerei und Verlagsanstalt Konstanz, Universitätsverlag 1972. 58 p. DM 14.80.

Il lavoro del Bösing riproduce parte di una dissertazione, da lui presentata a Tübingen nel semestre d'inverno 1965/66. Si analizzano in maniera molto rapida i seguenti aspetti del problema, seguendo la trattazione sviluppata da Orazio: educazione greca e romana (cf. *Ars* 323–332); i Greci nella prima parte dell'epistola ad Augusto (*Epist.* 2, 1, 5–92); i vizi dei Greci (*Epist.* 2, 1, 93–102); la Roma patriarcale (*Epist.* 2, 1, 103–107); lo sconvolgimento degli antichi costumi (*Epist.* 2, 1, 108–113); la necessità dell'arte (*Epist.* 2, 1, 114–117); il poeta e lo Stato (*Epist.* 2, 1, 118–138). Il lavoro è concluso da un capitolo sulla 'synkrisis' e da una nutrita serie di note.

Paolo Fedeli

Walter Erath: Die Dichtung des Lygdamus. Diss. Erlangen-Nürnberg 1971. 328 p.

Per ogni elegia di Ligdamo l'Erath dà testo e traduzione, interpretazione ed analisi letteraria e ne sottolinea il significato nell'ambito della storia d'amore tra Ligdamo e Neera. Una particolare attenzione è dedicata alla quinta elegia: anche se in essa mancano il motivo erotico e la menzione di Neera, non c'è dubbio che struttura, forma e immagini siano quelle delle altre elegie di Ligdamo. La collocazione dell'elegia nell'ambito del ciclo è stata scelta per ritardare la «Spannung» tra la quarta e la sesta, che contiene l'annuncio inaspettato della fine della storia d'amore. L'Erath analizza poi rapidamente lo stile del ciclo di elegie, giungendo alle conclusioni che Ligdamo cerca di raggiungere il *genus sublime*: suoi modelli nelle forme stilistiche sono i rappresentanti dello stile elevato; notevole è anche l'influsso dello stile patetico-tragico. Quanto alla cronologia, l'Erath critica, sulla scorta del Büchner, la datazione troppo bassa proposta dall'Axelson, sostenendo che il modello spirituale di Ligdamo non è stato Ovidio, ma Catullo (e, per la tecnica, i primi elegiaci). L'autore del ciclo apparteneva probabilmente al circolo di Messalla, il che spiega l'inserzione delle sue elegie nel Corpus Tibullianum.

Paolo Fedeli

Erich Burck: Vom römischen Manierismus. Von der Dichtung der frühen römischen Kaiserzeit. Libelli Band 327. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1971. 104 p. DM 18.– (f. Mitgl. DM 10.50).

Nel primo capitolo s'instaura un parallelo tra la tecnica di Curzio Malaparte (descrizione del bombardamento di Amburgo in «La pelle») e quella di Lucano (rappresentazione truculenta di battaglie). Nel secondo si definisce il termine «manierismo» e se ne traccia la storia; nella letteratura latina il Burck applica il termine alla poesia del periodo compreso tra la fine del regno di Augusto e la morte di Domiziano. Nel terzo capitolo il Burck analizza nelle grandi linee il significato dell'epica imperiale, che opponendosi all'Eneide e alle Metamorfosi sviluppa soprattutto l'elemento patetico e retorico, e della tragedia di Seneca, che accentua gli elementi passionali ed affettivi. Il quarto capitolo contiene un tentativo di fissare i tratti principali della rappresentazione manieristica della personalità umana (analisi della rappresentazione di Atreo e Tieste in Seneca, di Cesare e Pompeo in Lucano, di Eteocle e Polinice in Stazio). Il libro è concluso da una sezione dedicata alle più importanti figure femminili in Lucano, Stazio e Seneca e dall'analisi del comportamento dei poeti «manieristi» nei confronti del mondo umano e divino.

Paolo Fedeli

David Vessey: Statius and the Thebaid. Cambridge University Press 1973. VIII, 358 S. £ 7.80.

In der Einleitung wird Statius seine Stelle in der Literaturgeschichte angewiesen und sein Manierismus mit dem politischen Druck unter Domitian in Zusammenhang gebracht. Das erste Kapitel behandelt seine Abhängigkeit von Gönnern, seine Stellung zum Kaiserhof, das Verhältnis zum Vater und die Selbstauffassung des Epikers, wie sie sich aus den Bemerkungen in den Gelegenheitsgedichten ablesen lässt. Das disparate zweite Kapitel berührt das Problem der Einheit eines Epos ohne Haupthelden: diese besteht im durchgehenden Pathos und der zugrundegelegten stoischen Doktrin. Es folgen eine Erklärung des Proömiums – die Hauptgestalten sind Allegorien je einer spezifischen Charaktereigenschaft – und eine Erörterung der Stoffquellen und literarischen Vorbilder. Dann wird der Fluch des Oedipus als die Handlung auslösendes Moment interpretiert und Jupiter als autokratischer Vollstrecker des Fatums gezeichnet. Die Kapitel 3–8 enthalten unter verschiedenartigen Titeln («Figures of *ira* and *pietas*», «The defeat of Adrastus», «Statius and epic convention» usw.) Paraphrasen einiger Themenkomplexe (die reichlich im Wortlaut zitierten Verse sind durch viele Druckfehler entstellt). Das Hauptgewicht liegt auf dem Nachweis der kunstvollen thematischen Verknüpfung der einzelnen Teile: so weisen z. B. die Totenspiele in mehreren Punkten auf die folgenden Kämpfe voraus, sind aber auch in den früheren Partien schon vorbereitet. Gelegentlich geht V. im Aufdecken solcher Fäden zu weit, und es fehlt auch nicht an kleineren Versehen. Im Ganzen aber vermittelt das in leichtem Konversationston gehaltene Buch ein zutreffendes Bild des in den letzten Jahrzehnten verdienstvoller aufgewerteten Dichters. Die neuere wissenschaftliche Literatur ist wohl nahezu vollständig verarbeitet. Die Thesen Kytzlers und Schettlers zum Aufbau werden in einer Appendix «The structure of the Thebaid» stark modifiziert: die Thebais ist ein dynamisches *carmen perpetuum*, nicht statisch-architektonisch wie die Aeneis; die Buchschlüsse, obwohl effektiv angelegt, bilden keine Handlungsgrenzen.

J. Delz

Martin Götting: Hypsipyle in der Thebais des Statius. Diss. Tübingen 1969. 133 S.

Ausgangspunkt der von Ernst Zinn angeregten Arbeit sind die negativen Urteile der Kritiker über die Thebais und speziell die grosse Einlage der Nemea-Episode; das Ziel ist eine Klärung der dichterischen Intentionen und der Nachweis, dass die Partie sinnvoll im

Plan des Ganzen verankert ist. Das wird an drei gut ausgewählten Komplexen gezeigt: «der Zusammenhang der Erzählung Hypsipyles mit der sie umgebenden Handlung», «die Motivierung der Erzählung», «die Erzählung Hypsipyles und das zentrale Geschehen der Thebais». Am besten gelungen scheint mir der zweite Teil, eine Interpretation der Verse 4, 746–5, 47: die Motivierung des Berichtes, der ein Gegenstück zum Bericht des Aeneas vor Dido sein will (die Mordnacht auf Lemnos ist der letzten Nacht Trojas nachgestaltet), erfolgt dramatisch in drei Stufen, wobei der Dichter mit raffinierter Imitationstechnik die entsprechenden Stellen nicht nur der Aeneis, sondern auch der Odyssee umgestaltet. Knapp und eindrücklich werden im dritten Teil Motivzusammenhänge zwischen dem Männergemord auf Lemnos und dem Brudermord vor Theben aufgedeckt (z. B. S. 81 die Entsprechung von 5, 202 und 11, 404). Ein Anhang enthält eine Liste von Stellen, die sich mit den Fragmenten der euripideischen Tragödie vergleichen lassen. Statius scheint die Hypsipyle in ähnlichem Masse herangezogen zu haben wie die Phönissen für das Hauptthema und die Hiketiden für das letzte Buch. J. Delz

Sven Lundström: «Sprach's» bei Silius Italicus. Acta regiae societatis humaniorum litterarum Lundensis 67. Gleerup, Lund 1971. 136 S.

Es geht um die formelhaften Wendungen *dixerat, haec ait, sic fatus* u. ä., mit denen nach einer direkten Rede die Erzählung weitergeführt wird, und um die Art der Vergilimitation in den *Punica*. L. will beweisen, dass Silius, der ihm von Plinius zugebilligten *cura* entsprechend, nach strengen Prinzipien gearbeitet habe: «vergilische Übergangsprasen» verwende er nur, wenn die Rede besonders wichtig sei, vor allem nach Götterreden; bei Mahnreden dann, wenn der Redner unmittelbar Erfolg habe, bei Drohreden, wenn die Drohung verwirklicht werde, usw. Das wird im Groben richtig sein. Aber L. stellt ein starres System auf und findet sonderbare Erklärungen, wo einzelne Fälle sich nicht fügen. Er rechnet zu wenig mit dem Zufall und der Laune des Dichters und sieht Probleme, wo keine sind. Einige Interpretationsansätze wirken reichlich naiv (schon aus chronologischen Gründen falsch ist die Behauptung S. 44, Silius habe die Historien des Tacitus benutzt). Das Buch stellt die Geduld des Lesers auf eine harte Probe: das meiste wird mehrmals gesagt, die Ausdrucksweise ist äusserst umständlich, und die deutsche Sprache wird schwer misshandelt. J. Delz

Ralf Urban: Historische Untersuchungen zum Domitianbild des Tacitus. Diss. München 1971. 137 p. ronéographiées.

Thèse qui prélude à une étude de l'empereur Domitien. L'auteur s'attache ici à l'examen des données fournies par Tacite. Dans l'*Agricola*, par des manipulations et au prix d'invéraisemblances, que décèlent la critique interne, la comparaison avec Dion Cassius ou le silence de Suétone, le héros a tous les mérites en contraste avec l'affreux Domitien. Les raisons en seraient moins le panégyrique du beau-père que, vu la date tardive et la rédaction hâtive, la situation politique de 98 invitant à répondre aux critiques stoïciennes lancées contre les gens qui ont joué un rôle sous Domitien (Tacite comme Trajan).

Dans les *Histoires*, opposition voulue aussi entre le brave Titus, soutien de Vespasien, et le rôle assez louche de son frère cadet. Pour l'auteur, Tacite, comme souvent les Anciens, explique ses personnages par un caractère déterminé qui n'évolue plus sous le coup des événements, mais sait ici et là se dissimuler; d'où unité de la conception d'ensemble au détriment de la vérité historique et même psychologique. – On sent poindre la réhabilitation de Domitien, mais les données de Tacite – qui doivent certes être passées au crible et interprétées – sont trop systématiquement jugées fausses. J.-P. Borle

L. Apuleius Madaurensis: The Metamorphoses. A commentary on book III with text and introduction, by R. T. van der Paardt. Hakkert, Amsterdam 1971. 218 p. Hfl. 58.–

L'ouvrage – thèse de doctorat – est avant tout un commentaire lexicologique et grammatical, parfois stylistique et rhétorique, fondé sur les principaux travaux concernant la langue et le style d'Apulée. L'auteur présente les explications données, les oppose, prend parti avec prudence. Cela l'entraîne à discuter avec fruit leçons ou conjectures. Quelques notes s'étendent au domaine littéraire, débordent même sur les créations romanesques européennes de toute époque.

L'introduction (sept pages!) comprend un résumé du Livre III, des remarques très sommaires sur la fête du Rire, la cohérence du récit et le choix de l'âne, symbole de la luxure. Le livre III en effet contient surtout l'épisode burlesque du jugement de Lucius qui croit avoir tué trois brigands et n'a transpercé que des outres – récit brillamment narré, mais d'un lien assez lâche avec l'ensemble – et la métamorphose du héros en âne. Bibliographie des ouvrages et articles essentiels postérieurs à 1949; pour le reste, renvoi au commentaire

du Livre V dû à J. M. H. Fernhout. Texte de Helm (Teubner) sans appareil, retouché à 20 places, selon liste ad hoc.

Chacun sait combien la langue d'Apulée pose de délicats problèmes d'appréciation: poétismes, archaïsmes ou pseudo-archaïsmes, langage familier, hellénismes courants en Afrique, tout est possible. Cette étude nous aide à y voir plus clair dans des cas concrets, mais ne cherche pas à aboutir à une vue d'ensemble. J.-P. Borle

Pseudepigrapha I. Huit exposés suivis de discussions. Entretiens sur l'antiquité classique, tome 18. Fondation Hardt, Vandoeuvres-Genève 1972. 404 S. Fr. 48.–.

Auf das im Sommer 1971 veranstaltete Kolloquium sollen nach dem Vorwort weitere dem gleichen Thema gewidmete Gespräche folgen. Das Treffen, über welches der vorliegende Band berichtet, wurde durch eine umfassende Problemstellung von R. Syme eingeleitet. Mit den Motiven zur Veröffentlichung von Schriften unter fremdem Namen beschäftigte sich W. Speyer, der zwischen der bestimmten Interessen dienenden Fälschung, freier literarischer Erfindung und echter, aus Inspiration stammender Pseudepigraphie unterschied. Eine gemeinsame Voraussetzung für diese verschiedenen Erscheinungen sieht er mit Recht im unentwickelten Sinn für geistiges Eigentum, der auch die weitverbreitete Anonymität im alten Schrifttum erklärt.

In einer kontradiktorischen Aussprache über Pseudopythagorica stimmten W. Burkert und H. Thesleff darin überein, dass für diejenigen dorischer Sprache unteritalische Entstehung anzunehmen sei. Für ihre Datierung konnte eine Annäherung der Standpunkte erreicht werden; die Möglichkeiten reichen vom mittleren Hellenismus bis in die Zeit der severischen Kaiser Roms. Leitende Gesichtspunkte bildeten Beziehungen zu der von Cicero benutzten Doxographie wie auch zur Gnosis einerseits und der Gegensatz zum okkultistischen Pythagoreertum eines Nigidius Figulus andererseits. – Die dreizehn unter dem Namen Platons überlieferten Briefe wurden von N. Gulley ausnahmslos als unecht erklärt, während G. J. D. Aalders für die Authentizität des 7. und 8. Briefes eintrat. Die Diskussion konzentrierte sich auf die Frage, ob Abweichungen von der Staatslehre der Dialoge durch die politischen Verhältnisse, welche die beiden Schreiben voraussetzen, genügend erklärt seien.

Im Alten Testament unterschied M. Smith zwischen der Zuweisung ursprünglich anonymer Literatur und eigentlichen Fälschungen. M. Hengel gab einen umfassenden Überblick über die jüdisch-hellenistische Literatur und hob aus der Fülle ihrer Gattungen als eine besondere Gruppe die Apokalypsen hervor. F. Wehrli

H. Schlosser, F. Sturm, H. Weber: Die rechtsgeschichtliche Exegese. Römisches Recht – Deutsches Recht – Kirchenrecht. Schriftenreihe der Juristischen Schulung Heft 10. Beck, München 1972. XV, 174 S. DM 15.80.

Mit vier Beispielen von Examensarbeiten soll den angehenden Juristen ein Ariadnefaden in die Hand gedrückt werden, mit dem sie sich im Labyrinth des rechtshistorischen Schrifttums und der internationalen Forschung zurechtfinden können (Vorwort). F. Sturm behandelt als Muster einer 'Vierwochenhausarbeit' Scaevola D. 20, 1, 34 pr. und als 'klausurmässige Exegese' Julian D. 18, 1, 41, 1, H. Schlosser einen Abschnitt aus dem Sachsenspiegel, H. Weber aus dem Decretum Gratiani. Jeder Autor schickt einen Teil 'Allgemeine Bemerkungen und methodische Einführung' voraus; im Falle der Digestenexegese, auf die wir unsern Hinweis beschränken, handelt es sich um eine glänzend geschriebene und leicht verständliche Anleitung zur Methode wissenschaftlicher Arbeit mit umfassenden bibliographischen Angaben. An der ersten der interpretierten Stellen geht es um die Verpfändung einer *taberna* und das Problem – das beim Tode des Schuldners akut wird –, welche Gegenstände unter dieser Bezeichnung zu verstehen sind, an der zweiten um die Nichtigkeit eines Kaufes, bei dem Käufer und Verkäufer einen mit Silber überzogenen Tisch für massiv silbern hielten. Die Konfrontation mit analogen Problemen im modernen Recht zeigt, dass die Gedankenarbeit der römischen Juristen von erregender Aktualität sein kann. «Die Exegese römischer Quellen hält geistige Werte der Vergangenheit in ihrer Eigenart und Kraft lebendig, vermittelt dem jungen Juristen die historischen Grundlagen, auf denen unser geltendes Recht beruht, und regt dazu an, die Dogmatik des geltenden Zivilrechts immer wieder neu zu überdenken und vor unkritischem Dogmatismus zu bewahren» (S. 2f.). Darf man noch hoffen, dass solche goldenen Worte sich gegen die herrschende Tendenz durchsetzen können, den historischen Plunder endgültig über Bord zu werfen? J. Delz

The Cambridge Ancient History. Third edition, Cambridge University Press. Vol. I, ed. by I. E. S. Edwards, C. J. Gadd, N. G. L. Hammond. Part 1: Prolegomena and Prehistory. 1970. XXII, 758 S., 17 Ktn., 7 Tabellen, 43 Textabb. £ 6.–. Part 2: Early history of the Middle East. XXIII, 1058 S., 16 Ktn., 3 Tabellen, 22 Textabb. £ 8.–.

Vol. II, ed. by *I. E. S. Edwards, C. J. Gadd, N. G. L. Hammond, F. Sollberger*. Part 1: History of the Middle East and the Aegean Region c. 1800–1380 B. C. 1973. XXVI, 868 S., 7 Ktn., 4 Tabellen, 23 Textabb. £ 8.–.

I. Eine wirkliche Rezension eines derartigen Riesenwerks mit so vielfältigem Inhalt zu schreiben, ist natürlich zumal auf knappem Raum ganz unmöglich. Ich muss mich daher auf einige allgemeine Bemerkungen beschränken. Eine Neuauflage des 1923 erschienenen ersten Bandes der CAH war angesichts der intensiven Ausgrabungstätigkeit der letzten Jahrzehnte mit ihren zum Teil wirklich umwälzenden Ergebnissen dringend. Man hat dafür und für den Band II ein neues Verfahren gewählt, indem man bei dem grossen Umfang und der Vielfalt des Stoffes nicht wartete, bis alle Beiträge beisammen waren, um dann die Bände als Ganzes zu drucken, sondern indem man je nach Eingang die einzelnen Kapitel gesondert als Einzelhefte (bisher 70) erscheinen liess. Das hatte den grossen Vorteil der schnellen Bekanntmachung der einzelnen Kapitel, aber den Nachteil, dass man sehr lange auf das Erscheinen des vollständigen ersten Bandes warten musste. Die ersten Einzelhefte (von Band II) kamen bereits 1961 heraus, der erste Teil von Band I am 31. Dezember 1970. Eine einfache Neubearbeitung des alten ersten Bandes kam nach der Lage der Dinge nicht in Frage, es musste alles neu geschrieben werden, und von den Verff. des alten ersten Bandes befindet sich keiner mehr unter den Bearbeitern der Neuauflage. Bei der Fülle der Neuentdeckungen und neuen Probleme der Vor- und Frühgeschichte des Vorderen Orients ist der Umfang gewaltig angeschwollen, man hat den ersten Band in zwei Teile teilen müssen, die zusammen an Text über 1800 Seiten umfassen gegenüber den 704 der ersten Auflage, wobei diese erste Auflage zudem noch bis gegen 1580 v. Chr. reichte, dieser neue erste Band die Darstellung aber nur bis gegen 1800/1750 v. Chr. hinabführt. Die Anlage des Werkes ist gleich geblieben, vor allem das Prinzip, die einzelnen Kapitel auf verschiedene Verff. aufzuteilen und am Schluss die zusammengefasste umfangreiche, aber bei der Fülle der Literatur doch stark beschränkte Auswahl der wichtigsten Literatur zu den einzelnen Kapiteln zu bringen. In die 24 Kapitel der beiden Teile mit ihren Unterabschnitten teilen sich 32 Verff., und es entspricht der Tradition der CAH, dass für alle Kapitel die jeweils kompetentesten Fachleute herangezogen werden und dass wir damit eine äusserst reich dokumentierte, gründliche und umfassende Aufarbeitung des heutigen Wissensstandes erhalten.

Im ersten Teil sind die geologische Entwicklung der Erde mit besonderem Gewicht auf der Darstellung der natürlichen Umweltbedingungen für den frühen Menschen im gesamten Mittelmeerraum, die Entstehung des Menschen und die vorgeschichtliche Entwicklung in den verschiedenen Ländern des östlichen Mittelmeerraums und des Vorderen Orients in älterer, mittlerer und jüngerer Steinzeit behandelt, in Babylonien bis zur Entstehung der frühesten Städte. Besondere Kapitel behandeln ausführlich die Chronologie des Vorderen Orients bis in die historischen Zeiten, wobei der Verf. für Ägypten (Hayes) für den Beginn des Alten Reiches an dem sehr unwahrscheinlichen, zu hohen Datum des Turiner Papyrus um 3100 v. Chr. festhält und eine Behandlung des ägyptischen Kalenders leider fehlt, die eigentlich nötig wäre. Für Vorderasien vertritt Rowton die sogenannte «mittlere Chronologie» (Ende der Dynastie I von Babylon 1595, Hammurabi 1792–1750 v. Chr.). Ferner findet sich ein grosses Kapitel von Albright über die sprachliche Entwicklung der Menschheit und die wichtigsten Sprachstämme des Vorderen Orients mit etwas näherer Skizzierung des Sumerischen und Elamischen. Hier vermisse ich jeden Hinweis auf die im gesamten Mittelmeergebiet vor dem Eindringen der Indogermanen verbreitete 'mediterrane' Sprachschicht, was für das historische Verständnis doch nötig gewesen wäre. Der zweite Teil behandelt die Geschichte der frühen Staatenbildungen in Babylonien und Vorderem Orient bis zu den Dynastien von Isin und Larsa, also bis vor das Aufkommen von Babylon, und die ägyptische Geschichte bis zum Ende der 12. Dynastie, für die übrigen Länder die Frühbronzezeit. Bemerkte sei noch, dass das Westmittelmeer mit Italien, der iberischen Halbinsel und Nordafrika nicht berücksichtigt ist. Am Schluss des zweiten Teil stehen chronologische Tabellen für den gesamten Band, am Schluss beider Teile Indices der auf den Kartenskizzen verzeichneten Ortsnamen und grosse Generalregister.

II. Wie beim ersten Band handelt es sich um eine völlige Neubearbeitung. Weder bei den Herausgebern noch bei den Verff. der einzelnen 16 Kapitel ist noch ein Mitarbeiter der ersten Auflage beteiligt, und wieder sind natürlich die besten Kenner unter den Verff., auch zwei deutsche Namen, W. Hinz für Elam und Fr. Matz für das minoische Kreta. Bei dem ausserordentlich reichen und vielseitigen Inhalt dieser umfassenden und gründlichen Darstellung muss ich mich auch hier begnügen, auf einiges besonders Bemerkenswerte hinzuweisen. Behandelt sind also Babylon unter Hammurabi und bis ans Ende der ersten Dynastie von Babylon, Ägypten vom Ende des Mittleren Reichs bis Amenophis III., Iran, Vorderasien, Kleinasien, Cypern, Kreta und das mykenische Griechenland. Besonders hingewiesen sei

vielleicht auf Kapitel VII, eine ausführliche Darstellung von Geschichte und Kultur Elams von W. Hinz, da man darüber selten zusammenhängend liest, auf das grosse Kapitel IX über die inneren Verhältnisse Ägyptens in der 18. Dynastie von Hayes, Staat, Religion, Verwaltung, Heer, Wirtschaft, Handel, Baukunst und bildende Kunst (96 S.), nach dem folgenden über Syrien besonders in der Amarnazeit mit 112 Seiten das umfangreichste des Bandes, und, was die Leser dieser Zeitschrift besonders interessieren dürfte, Kap. XIII über die minoische und mykenische Schrift und ihre Dokumente mit einem vorzüglich knapp und klar orientierenden Abriss von Chadwick über Art, Inhalt und Bedeutung der Linear-B-Dokumente und die Frage der Schriftkenntnis bei Homer. In der Darstellung der mykenischen Kultur versucht Stubbings wieder einmal, auch die griechische Mythologie für die Geschichte auszuwerten, indem uns auch Namen wie Danaos, Pelops, Perseus und Herakles als Personifikationen wirklicher Geschehnisse in besonderen Unterkapiteln vorgestellt werden. Wie üblich folgen am Schluss die umfangreichen Bibliographien zu den einzelnen Kapiteln, chronologische Tabellen und Indices. Beigegeben sind 7 Kartenskizzen mit den Hauptfundplätzen von Iran bis Griechenland und 23 Textabbildungen, die vor allem Pläne wichtigerer Bauten bringen, aber auch etwas Keramik und mehrere Abbildungen von minoischen und mykenischen Tontafeln, vor allem aus dem messenischen Pylos.

Ernst Meyer

Ivor Gray Nixon: The Rise of the Dorians. The Chancery Press, Puckeridge (Herts.) 1968.

XIX, 176 S., 6 Text- und 8 Tafelabb. £ 2.20.

Der Verf. geht von der nach seiner Meinung erwiesenen Annahme aus, dass an den drei grossen Hauptereignissen der Zeit um 1200 v. Chr., der Zerstörung der mykenischen Staatenwelt, der Vernichtung des Hethiterreichs und den Angriffen der sogenannten 'Seevölker' auf Ägypten (1221 und 1192 v. Chr.) überall Griechen beteiligt waren, und sucht daraus ein Gesamtbild zu konstruieren. Das sieht im Groben etwa so aus: In Griechenland und Teilen Kleinasiens bestand ein mykenisches Grossreich im Bunde mit den Hethitern, das um 1250 v. Chr. Troja zerstörte und 1221 den gescheiterten Angriff auf Ägypten unternahm. Die Dorier, ebenfalls 'mykenische' Griechen, kämen aus Thessalien, stünden im Gegensatz zu den südlichen 'Mykenäern', befreiten um 1200 Troja von deren Herrschaft, zerstörten weiterhin das Hethiterreich und drangen bis Ägypten vor, wo sie aber 1192 v. Chr. ebenfalls zurückgeschlagen wurden, worauf sie sich über Kreta gegen das messenische Pylos wandten, es zerstörten und im Verein mit anderen dorischen Gruppen weitere Teile des Peloponnes besetzten. Um dieses Gerüst rankt sich ein üppiger Garten zahlloser weiterer Hypothesen – auch das bei Gelidonya gesunkene Schiff beförderte z. B. nicht Handelsware, sondern Beute aus diesen Kriegszügen der Dorier –, wobei ebenso hemmungslos alle Einzelzüge der griechischen Sagen- und Epentradition als historische Fakten mit hineingemischt werden. So dient z. B. auch der Charakter Achills und sein 'Zorn' zur Erklärung der geschichtlichen Ereignisse, Achill sei Anführer des gescheiterten Angriffs auf Ägypten von 1192 gewesen. Sich im einzelnen mit diesem Sammelsurium wilder Phantasien zu beschäftigen, ist sinnlos.

Ernst Meyer

Edouard Will: Le monde grec et l'Orient. I: Le Ve siècle (510–403). Peuples et Civilisations 2.

Presses Universitaires de France, Paris 1972. 709 S. FF 80.–.

Renonçant à une réédition du livre de P. Roussel et P. Cloché impossible à adapter à l'état actuel de la science, l'auteur a créé un ouvrage neuf, original, fruit de ses connaissances, de ses recherches et de sa conception. D'emblée disons que c'est une réussite de fond et de forme.

Dense, mais aux articulations nettes et qui, déjà dans le découpage, révèle la maîtrise, le livre comprend deux grandes divisions: Histoire générale et La civilisation grecque au Ve siècle, subdivisées, la première en six, la deuxième (cadres politiques, aspects religieux, économie et société), en trois parties. L'a. refuse le conformisme, soumet les opinions reçues à un examen sévère, propose – non sans paradoxes et quelque outrance – des interprétations personnelles, s'oppose à toute systématisation et accepte les incohérences comme un reflet de la réalité hellénique. Il accorde une large place à l'influence des idées, étudie les notions – idée et mot, mot et idée – politiques, religieuses, sociales, pour éclairer les institutions (l'œuvre antérieure d'Ed. Will achemine la marche d'aval en amont, ce qui permet de remonter de l'aboutissement aux origines). Ed. Will attribue l'insuffisance et la stagnation des techniques, non à un défaut d'ingéniosité, mais à la mentalité grecque même, indifférente au progrès, à la productivité, «l'imagination technologique grecque était orientée vers le *mieux* et non vers le *plus*» (655). L'économie n'était qu'un aspect de la politique et du statut social, non une activité autonome. Pour comprendre le Ve siècle, il faut cesser d'idéaliser

Athènes et ses grands hommes, dont Périclès. Le procès de Socrate dénonce le désarroi des esprits et la crise qui s'ouvre sur le IV^e siècle.

Nous ne pouvons ici que signaler la richesse et la nouveauté de ce livre, au sujet souvent traité, érudit, bien construit, bien pensé, et écrit au coin d'une forte personnalité. Bibliographie, index, carte, de quoi satisfaire le spécialiste et l'honnête homme'. Jean Béranger

Michael Zahrt: Olynth und die Chalkidier. Untersuchungen zur Staatenbildung auf der chalkidischen Halbinsel im 5. und 4. Jahrhundert v. Chr. Vestigia 14. Beck, München 1971. X, 280 S., 5 Ktn. DM 52.-.

In dieser tüchtigen und gründlichen Arbeit, ursprünglich Kieler Dissertation, packt der Verf. das oft und widersprüchlich behandelte Problem des Verhältnisses von Olynth zum chalkidischen Staat noch einmal an. Er tut es mit der einzigen brauchbaren Methode, nicht alles über einen Leisten zu schlagen, sondern die Zeugnisse nach den Zeiten sorgfältig zu sondern. Die wesentlichen, bestens begründeten Ergebnisse der Arbeit sind kurz folgende. Die 'Chalkidier' der Chalkidike waren ein besonderer Stamm jonischer Sprache, der offenbar älter ist als die griechischen Kolonien der zweiten Kolonisation an der thrakischen Küste. Der Verf. möchte an Einwanderung im 13./12. Jh. im Zuge der 'dorischen Wanderung' von Norden her denken, mir schiene es wahrscheinlicher, dass es Griechen sind, die im Gefolge der dorischen Wanderung aus Griechenland abwanderten, also Teil der sogenannten 'jonischen Wanderung'. Angebliche Herkunft aus Chalkis auf Euböa ist erst späte Fiktion. Ursprüngliches Siedlungsgebiet, also die ursprüngliche 'Chalkidike', ist die mittlere Halbinsel Sithonia mit einem weiteren kleinen Stück Hinterland. Einen «Staat der Chalkidier» gab es vor 432 v. Chr. nicht, nur Einzelstädte. In diesem Jahr veranlasste König Perdikkas von Makedonien die Bewohner der kleineren Küstenorte, ihre Städte aufzugeben und nach dem bisher zu den Bottiaiern gehörenden Olynth etwas landeinwärts überzusiedeln, das nun bedeutend vergrößert wurde (Nordhügel). Jetzt entstand ein «Staat der Chalkidier» mit Olynth als Hauptort, der aber mehr umfasste als nur Olynth, dem jedoch das chalkidische Torone z. B. nicht angehörte. Durch die Rückeroberungen Kleons und den Nikiasfrieden wurde dieser Staat fast auf Olynth beschränkt, bestand aber weiter. Nach dem Verlust der athenischen Seeherrschaft konnte Olynth nach 400 v. Chr. daran gehen, einen grossen Teil der Nachbarstädte zum Anschluss zu bringen, die nun zu einem Bundesstaat der Chalkidier unter der Hegemonie von Olynth zusammengeschlossen wurden. Dieser Bundesstaat umfasste bedeutend mehr Gebiet als die ursprüngliche Chalkidike. Wegen der überragenden Rolle Olynths sprechen Xenophon und andere antike Autoren öfter von Olynthiern, wenn tatsächlich der gesamte Bund gemeint ist. Den Krieg mit Sparta und die Unterwerfung unter Sparta mit Anschluss an den peloponnesischen Bund überstand Olynth sonst ohne sehr schwere Folgen, doch wurde der Bundesstaat nun aufgelöst und schrumpfte auf einen kleinen Reststaat der «westlichen Chalkidier» an der Ostseite des thermäischen Golfs zusammen. Zur Zeit Philipps von Makedonien bestand aber wieder ein Bundesstaat, der durch Philipps Eroberungen endgültig aufgelöst und dessen Gebiet zu Makedonien geschlagen wurde. Ein letztes Kapitel gibt eine kurze Übersicht über die Chalkidike in hellenistischer Zeit mit den grossen neuen Städtegründungen wie Kassandreia. Zwei Anhänge behandeln Einzelfragen wie die Inschrift Syll.³ 135. 143 mit neuen Beobachtungen und Ergänzungen und die Münzchronologie. Angeschlossen ist auf 125 Seiten eine vollständige Behandlung der Topographie der Halbinsel unter Benutzung eigener Feldforschung auf zwei Reisen 1967/68 mit alphabetischer Liste aller in den Quellen genannten Ortschaften mit ihren Resten und ihrer Geschichte. Mehrere klare Karten bringen die Ergebnisse der Arbeit zur Anschauung. Am Schluss stehen ausführliche Verzeichnisse von Literatur, Quellen, Namen und Sachen. Ernst Meyer

Adalberto Giovannini: Untersuchungen über die Natur und die Anfänge der bundesstaatlichen Sympolitien in Griechenland. Hypomnemata 33. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1971. 99 p. DM 16.80.

Ce gros mémoire, version élargie et traduite en allemand d'une thèse de doctorat de l'Université de Fribourg (Suisse) apporte un nouveau témoignage de l'originalité et de la perspicacité des vues de son auteur. G. tend à montrer en effet que l'historiographie moderne a presque toujours eu jusqu'ici des confédérations d'Etats grecs une conception erronée. On écrit généralement que les 'ligues' ou 'koina' (confédérations achéenne, étolienne, béotienne, etc.) correspondent à ce que nous entendons aujourd'hui par Etats fédéraux. Il s'agit au contraire, selon G., d'Etats unitaires dotés d'un pouvoir central fort. Les 'ethne' (Achéens, Etoliens, Béotiens, etc.) furent de tout temps des «geschlossene Gemeinwesen»; quant à la constitution d'un Etat fédéral, elle ne présente pas de différence essentielle avec celle d'une

polis, et n'a rien de commun avec celle qui devrait régir un véritable système fédéral. G. donne un exemple qui éclaire fort bien sa pensée, c'est celui de l'Attique, dont les dèmes et localités pourraient se comparer aux cités d'une sympolitie : celles-ci sont privées de l'indépendance qui caractérise la polis. L'auteur conclut que la Grèce ne connaît que deux types d'Etat, ceux dont le centre de gravité est une ville, et ceux qui n'ont pas de centre urbain, les 'koina' ou confédérations étant à classer dans la seconde de ces catégories. Rien ne permet de distinguer la constitution de ces confédérations de celle d'une cité quelconque.

Pierre Ducrey

Philippe Gauthier: Symbola. Les étrangers et la justice dans les cités grecques. Annales de l'Est publiées par l'Université de Nancy II, Mémoire no. 42. Nancy 1972. 402 p.

Depuis les publications du juriste zurichois H. F. Hitzig, au début du siècle, aucun ouvrage n'était paru sur les conventions judiciaires (symbolai ou symbola) conclues entre les cités grecques, ni sur le droit applicable aux étrangers, étant entendus par ce terme les citoyens de cités tierces, mais grecques. L'important ouvrage que vient de publier un jeune et talentueux savant français, aujourd'hui professeur à l'Université de Nancy, jette des bases nouvelles à un vaste domaine, celui du droit international privé dans la Grèce antique. Le sujet est abordé sous le double aspect de l'histoire et du droit, c'est-à-dire que l'auteur a cherché à dégager les faits juridiques dans leur évolution plutôt qu'à les ériger en un système rigide, mais fictif. Depuis une soixantaine d'années, plusieurs documents nouveaux ont été publiés, et un plus grand nombre encore ont été interprétés différemment. C'est dire le progrès que marque cet ouvrage, appelé à devenir classique. Il s'y ajoute les nombreuses améliorations qu'apporte l'auteur lui-même à l'interprétation et au commentaire de textes célèbres, comme la convention entre Chaleion et Oianthea, celle entre Delphes et Pellana, le décret des Delphiens en l'honneur de Matrophanès, pour nous limiter à quelques exemples. Par le biais de notions telles que l'asylie et les représailles, les relations d'hôtes et leur réciprocité, la proxénie, c'est un vaste chapitre des relations internationales dans la Grèce des cités qui s'éclaire d'un jour renouvelé. En dépit de l'austérité apparente du propos, qu'accompagnent des discussions fouillées dans les notes, le volume se lit aisément, tant l'exposé est clair et direct.

Pierre Ducrey

Jakob Seibert: Alexander der Grosse. Erträge der Forschung 10. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1972. XIV, 329 p., 1 carte. DM 42.40 (f. Mitgl. DM 24.80).

Dans ce volume, le lecteur ne trouvera pas un nouveau livre sur Alexandre mais un état de la question des travaux consacrés à Alexandre depuis la parution de la 2e édition de l'«Histoire de l'Hellénisme» de J.-G. Droysen en 1877. Après une étude minutieuse des sources, l'auteur consacre trois chapitres à la carrière du conquérant : les années de formation, la conquête, le retour à Babylone. Dans la cinquième partie, sont présentés les problèmes particuliers que pose la biographie d'Alexandre : les fondations de villes, le *pothos* du souverain, la politique de fusion, la déification du roi, l'empire d'Alexandre, Pseudo-Callisthène ou le roman d'Alexandre.

Monsieur Seibert passe en revue, résume et critique succinctement les travaux qu'a suscités la personnalité d'Alexandre, propose à l'occasion des mises au point – Alexandre et les ligues d'Asie Mineure (p. 90 et suivantes) – et met ainsi à disposition des maîtres, des chercheurs et des étudiants, qui risqueraient d'être découragés par l'abondance des travaux, une bibliographie critique appelée à rendre de grands services.

Claude Wehrli

Michael Grant: Das römische Reich am Wendepunkt. Die Zeit von Mark Aurel bis Konstantin. Beck, München 1972. 349 S., 9 Abb. DM 25.80.

Das englische Original, dessen Übersetzung hier anzuzeigen ist, trägt den Titel «The Climax of Rome» und ist 1968 in London erschienen. Im Vorwort kündigt der Verf. an, das von Gibbon vertretene Urteil zu korrigieren, nach welchem das 3. Jahrhundert n. Chr. eine Epoche des blossen Verfalls gewesen sei. Er selber möchte es zu den bedeutendsten Zeiten der Weltgeschichte rechnen, weil es auf verschiedenen Gebieten aus der Not grosse Leistungen hervorgebracht habe.

Die erste von diesen ist die Rettung des durch Perser und Germanen bedrohten Reiches, für welche jedoch mit Zwangsherrschaft und Steuerdruck ein überaus hoher Preis habe bezahlt werden müssen. Der Leser erhält eine anschauliche und gut dokumentierte Vorstellung davon, wie die Städte als alte Kulturträger durch fiskalische Massnahmen bedrängt wurden, gerade dadurch aber provinziell-periphere Kräfte zum Durchbruch gelangten. Besonders eindrucksvoll werden der Stilwandel in der bildenden Kunst sowie die religiösen

Auseinandersetzungen dargestellt, in welchen das Christentum den Sieg schliesslich auch über den solaren Monotheismus und gnostische Heilslehren davontrug. F. Wehrli

Norbert Brockmeyer: Sozialgeschichte der Antike. Ein Abriss. Urban Taschenbücher 153. Kohlhammer, Stuttgart 1972. 151 S. DM 7.20.

Der Behandlung des Gegenstandes geht eine Erörterung der Quellenverhältnisse und eine Geschichte der erst im späten 19. Jahrhundert zu einer selbständigen Disziplin gewordenen Forschung voraus. Die in knapper Übersichtlichkeit gehaltene Darstellung wird durch reiche Literaturnachweise gestützt; auf eine Diskussion kontroverser Probleme einzugehen, verbietet der Umfang der Schrift. Die zweiteilige Anordnung des Stoffes nach Griechenland und Rom veranschaulicht gut, wie eine parallele Entwicklung des Heerwesens hier wie dort zur Hoplitentaktik und ihren politischen Begleiterscheinungen führte. Die Behandlung des 4. und 3. griechischen Jahrhunderts möchte man sich ergiebiger wünschen; dass sie hinter derjenigen der zum Teil vergleichbaren römischen Kaiserzeit zurückbleibt, liegt allerdings auch am ungleichen Stand von Quellen und Vorarbeiten. F. Wehrli

David Daube: Civil Disobedience in Antiquity. University Press, Edinburgh 1972. 167 S. £ 2.50.

En 167 pages, sur un ton familier un peu agaçant où prédomine le « je » (l'ouvrage reproduit des conférences données à Constance), défilent les récalcitrants civils qui, sous l'empire de la loi et sans recourir à la violence ont opposé une résistance tenace à l'autorité oppressive. La mythologie, la Bible, la Grèce, Rome déversent leurs apports: femmes, enfants, esclaves, prophètes, philosophes, parmi lesquels les Danaïdes, Esther, Socrate, le Christ, Epictète, les minoritaires, les isolés refusant l'intégration. Des traits communs à la contestation ressortent, une psychologie simpliste de l'être humain. Anecdotes et commentaires pimentent l'exposé, plus énumération que développement. Sous le format restreint la matière est lourde et indigeste. Le dernier chapitre, au titre vague de « Aspirants to Statehood », contient quelques intéressantes remarques sur les partis, la « sécession » et la « défection », terme que les écrivains romains évitent. Jean Béranger

Yvon Garlan: La guerre dans l'Antiquité. Fernand Nathan, Paris 1972. 223 p., 31 fig.

«Vers une histoire moderne de la guerre antique». Ce titre de l'un des paragraphes du livre de G. illustre parfaitement la tentative audacieuse, mais couronnée de succès, d'un jeune et brillant historien français. L'auteur dresse en un court volume une large synthèse de nos connaissances sur la guerre en Grèce et à Rome, de Mycènes au Bas-Empire. Il adopte pour son analyse trois points de vue successifs. Le premier se situe au niveau du droit et de la définition: signification de la guerre pour les Etats antiques, différences entre l'état de guerre et la paix. L'auteur aborde dans cette partie le problème des lois et usages de la guerre, celui des traités et celui de la victoire ou de la défaite. Dans un second volet de son ouvrage, G. tente une sociologie de la guerre: au cours de l'histoire, les guerriers ont été successivement nobles, citoyens, puis mercenaires, donc professionnels. Les armées aussi ont évolué, ce qui se traduit notamment par des structures variables selon les époques, des organisations et des ordres de bataille divers. En fonction de ceux-ci, les soldats ont reçu des formations différentes. Cela conduit au troisième aspect de l'étude, celui de la tactique et de son évolution, de l'agôn héroïque à la phalange, puis à la légion romaine. Cette partie s'enrichit d'aperçus sur la poliorcétique ainsi que sur la marine de guerre, sujets aujourd'hui en voie de renouvellement. Le volume de G. va droit au cœur de questions dont certaines sont encore fort controversées et dresse un utile état des problèmes. Une bibliographie présentée sous forme de notes en fin de volume oriente le lecteur vers des recherches particulières.

Pierre Ducrey

Michel Meslin: Pour une science des religions. Editions du Seuil, Paris 1973. 272 p.

M. expose les méthodes qui furent appliquées à l'étude des phénomènes religieux dans le passé puis celles qu'utilisent les auteurs contemporains, avant de porter toute son attention sur le symbolisme religieux. Il définit progressivement ainsi sa propre conception de la science des religions.

Liée à une activité humaine qui s'accomplit dans des situations concrètes, la religion appartient à la culture et à l'histoire. Les méthodes des sciences historiques, celles de la sociologie et de la psychologie, contribuent à en expliquer les différents aspects, mais aucune d'entre elles n'y suffit; elles se complètent réciproquement, sans épuiser le contenu du message religieux. Pour le percevoir, il faut comprendre les langages symboliques où il s'exprime. Ni la phénoménologie ni le structuralisme n'en rendent parfaitement compte. M. plaide en faveur d'une anthropologie religieuse qui utilise les méthodes de toutes les

scienze umane, per favorire infine una comprensione esistenziale dei simboli religiosi. – Ricco e misurato, il suo libro ci lascia tuttavia un'insoddisfazione. La delimitazione del religioso nell'insieme dei fatti culturali, il modo con cui le diverse metodologie utili alla sua elucidazione possono articolarsi tra loro (esse implicano presupposti che andrebbero confrontati) ci sembrano porre problemi teorici che M. non tratta, o almeno non sempre, in modo sufficientemente esigente. J. Rudhardt

Karl Christ: Von Gibbon zu Rostovtzeff. Leben und Werk führender Althistoriker der Neuzeit. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1972. 384 S. DM 27.40.

De Gibbon par Niebuhr, Droysen, Curtius, Mommsen, Burckhardt, Delbrück, Pöhlmann, Beloch, Ed. Meyer à Rostovtzeff, onze biographies d'historiens de l'Antiquité dans le cadre où ils ont vécu et œuvré (temps, milieu, climat intellectuel). Ces portraits moraux sont sans cesse reliés à l'état de la question, alors et aujourd'hui, si bien qu'ils représentent autant de jalons et de mises au point aux différents stades de la science, l'actuelle étant invoquée à propos, avec compétence et précision. Précédé d'une introduction, pourvu d'une bibliographie générale sur le développement de l'histoire ancienne sous ses divers aspects et sous les divers angles, d'une bibliographie spéciale pour chaque historien (œuvres, études y relatives), d'une table chronologique, le livre, bien écrit, vivant, rendra service en ressuscitant des physionomies que couvrent des noms illustres, parfois aux dépens de l'individu absorbé par sa production. Ouvrage attrayant et instructif. Jean Béranger

Hans Diller: Kleine Schriften zur antiken Literatur. Herausgegeben von H. J. Newiger und H. Seyffert. Beck, München 1971. 646 S. DM 78.–

Die auf den 65. Geburtstag des Verfassers unternommene Sammlung bildet eine Ergänzung seiner ebenfalls 1971 erschienenen Kleinen Schriften zur antiken Medizin. Die in ihr vereinigten Vorträge, Aufsätze und Besprechungen umfassen 42 Nummern und sind zu sechs Gruppen geordnet. Die vier ersten haben Themen der archaischen Literatur, der Philosophie, Tragödie und Geschichtsschreibung der Griechen zum Inhalt, die beiden letzten solche der lateinischen Literatur, u. a. Lukrez, Caesar und Ovid, sowie Varia.

Die Mehrheit von Arbeiten zeigt sich auf gemeinsame, umfassende Gesichtspunkte ausgerichtet, auch wenn diese nicht ausdrücklich genannt werden. Wie sich aus überlieferten Formen der Gemeinschaftslyrik persönliche Ausdrucksmöglichkeiten gewinnen lassen, wird am Beispiel von Archilochos und Sappho ausgeführt, und eine der zehn Studien zur griechischen Tragödie handelt vom «Selbstbewusstsein der sophokleischen Personen». Derselben Thematik kommt eine Untersuchung der Handlungsführung bei Sophokles nahe, die zum Ergebnis führt, ihre Aufgabe sei, das Wesen, die Gestalt des Helden zu enthüllen. Dass dies als Gegensatz zur Dramatik des Euripides gemeint sei, wird man aus einer Untersuchung über Umwelt und Masse in dessen Tragödien schließen dürfen. Das dichte Gefüge umweltlicher Beziehungen, in welchem der Held nach derselben hier gestellt wird, muss als Zeichen einer ganz anders ausgerichteten Kunst verstanden werden. – Die Brücke zwischen Dichtung und Philosophie schlagen eine Studie über Hesiod sowie die beiden bekannten Untersuchungen über die Bedeutungsentwicklung von Kosmos und Physis. Von den im engeren Sinn philosophisch-geschichtlichen Arbeiten seien zwei hervorgehoben, eine solche über die analogische Forschungsmethode seit Anaxagoras und eine historische Standortbestimmung des Diogenes von Apollonia. F. Wehrli

Francesco Della Corte: Opuscula. Vol. I e II. Pubblicazioni dell'Istituto di Filologia Classica e Medioevale dell'Università di Genova. Genova 1971; 1972. 240 p.; 295 p.

Francesco Della Corte, uno dei più insigni classicisti italiani, raccoglie molto opportunamente in questi *Opuscula* la parte della sua vasta produzione sparsa in riviste spesso difficilmente reperibili. Leggendo il primo volume degli *Opuscula* si può constatare che, sia pure a tanti anni di distanza, anche i saggi giovanili mantengono intatta la loro validità. E una lezione di metodo per i giovani filologi, che dalla lettura di questo e dei successivi volumi trarranno insegnamenti preziosi per l'impostazione delle loro ricerche. Il primo volume, dedicato alla letteratura greca e bizantina, contiene i seguenti articoli, scritti tra il 1936 e il 1965: Elegia e giambico in Archiloco; La Nanno di Mimnermo; Mimnermo; Saffo: Storia e leggenda; Il Polidoro euripideo; Menandro, l'attore Aristodemo e la morte di Focione; Eurofione e i poeti latini; Rodi e l'istituzione dei pubblici studi nel II sec. a. C.; Stoicismo in Macedonia e in Roma; Le *'Ομηρικαι Μελέται* di Plutarco e la ricomposizione del Pap. Lond. 734; Otto papiri letterari editi e inediti del Museo Berlinese; Ancora dei papiri berlinesi 9870 e 9871; Il frammento cosmologico brussellese; Sui presunti rapporti tra Boezio e Bisanzio; I codici cretesi della Biblioteca Nazionale di Torino.

A un anno di distanza dalla pubblicazione del I volume, il II volume degli *Opuscula* raccoglie contributi dell'insigne latinista dell'Università di Genova allo studio della letteratura latina repubblicana; particolarmente gradita agli studiosi catulliani sarà la presenza de «L'altro Catullo», il primo, cioè, dei due saggi inclusi nel volume «Due studi catulliani» (Genova 1951); i due scritti sulla *Laudatio Turiae*, che appartiene già all'età augustea, sono stati inseriti nel volume perché essa contiene dati storici riguardanti l'ultima repubblica. Il volume contiene i seguenti saggi, apparsi tra il 1934 e il 1969: Personaggi femminili in Plauto; La commedia della fantasima; Intorno alle *Saturae* di Ennio; Catone Maggiore e i *Libri ad Marcum filium*; L'ambasceria di Cratete a Roma; *Et in Arcadio ego*; L'età di Lucilio; Per l'identità di Valerio Edituo con Valerio Sorano; Marco Seio Nicanore grammatico e poeta; Varrone e Levio di fronte alla metrica tradizionale della scena latina; Varrone metristica; Per il testo delle Menippee; Rileggendo le Menippee; *Suspiciones*; Simposio Varroniano; L'altro Catullo; Introduzione a Catullo; Il giudizio di Pollione su Balbo Minore; L'autore della cosiddetta *Laudatio Turiae*; Il nuovo frammento F della [*Laudatio ... V]xoris*.
Paolo Fedeli

Hommages à Marcel Renard. Edités par J. Bibauw. Collection Latomus 101/103. Latomus, Bruxelles 1969. 3 Bde. zu je 1250 bfr.

Die vorliegende Festschrift bietet in drei Bänden von XXVIII+812, XXVIII+868 und XXVIII+720, insgesamt also von $3 \times 28 + 2400$ Seiten (nebst 253 Tafeln) Beiträge von etwa 250 Mitarbeitern. Dass alle Verfasser dem Geehrten besonders nahegestanden haben, ist wohl kaum anzunehmen. Die bisherigen Vorstellungen vom Sinn einer Festschrift wird man den drei schweren Bänden also nicht entgegenbringen dürfen; unsererseits meinen wir, dass von einer sinnvollen Ehrung hier nicht mehr die Rede sein kann. – Da wohl sämtliche Beiträge inzwischen in der *Année philologique* verzeichnet sind, wird eine Aufzählung an dieser Stelle nicht erforderlich sein. Die Forschungsgebiete, denen die Beiträge angehören, sind 1. Langue. Littérature. Droit; 2. Histoire. Histoire des religions. Epigraphie; 3. Archéologie. Etruscologie. Numismatique.
H. Fuchs

Helmut van Thiel: Mittellateinische Texte. Ein Handschriften-Lesebuch. Studienhefte zur Altertumswissenschaft 14. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1972. XIV, 80 S. DM 24.–.

Die 80 Tafeln mit Handschriftenphotographien aus 36 verschiedenartigen Schriftwerken der Zeit vom 8. bis zum 15. Jahrhundert sind als Ergänzung des in derselben Reihe erschienenen Lateinischen Leseheftes von Merkelbach und van Thiel gedacht (aus dessen Vorwort der beherzigenswerte Satz zitiert sei: «Wir möchten klarmachen, dass Paläographie, Textkritik und Editionstechnik eng miteinander zusammenhängen und richtig interessant gerade dann werden, wenn man sie nicht voneinander trennt»). Einige Seiten sind zu stark verkleinert, aber sonst ist die Wiedergabe gut. Das Heft könnte nützliche Dienste leisten sowohl beim Selbststudium wie als Grundlage von Seminarübungen. Eine knappe allgemeine Bibliographie und zu jeder Nummer die Angabe des am leichtesten zugänglichen Drucks sind fast die einzigen beigegebenen Hilfsmittel. Etwas reichlichere Hinweise (z. B. auf Beschreibungen in gedruckten Katalogen) wären willkommen gewesen und hätten den Preis kaum erhöht.
J. Delz

Konrad Krautter: Philologische Methode und humanistische Existenz. Philippo Beroaldo und sein Kommentar zum Goldenen Esel des Apuleius. Humanistische Bibliothek Reihe I Band 9. Fink, München 1971. 224 S. DM 38.–.

Gewisse Befürchtungen, die der Haupttitel erwecken könnte, lösen sich bei der Lektüre der klar aufgebauten und in schlichtem Stil geschriebenen Arbeit rasch auf. Nach einem einleitenden biographischen Kapitel wird das Hauptwerk Beroaldos gründlich analysiert und bewertet: Kap. II «Beroaldo und Apuleius» zeichnet das persönlich gefärbte Verhältnis des Kommentators zu seinem Autor nach, Kap. III «Sprache und Stil» behandelt seine stupende Sprachkenntnis und seine Affinität zur Ausdrucksweise des Apuleius. In Kap. IV «Textkritik» ergibt eine Prüfung der Beroaldo zur Verfügung stehenden Textvorlagen und der von ihm vorgeschlagenen Änderungen, dass ihm nicht nur die etwa 30 Emendationen geglückt sind, bei denen sein Name in den modernen Ausgaben steht, sondern über 100 andere, die später durch ihm unbekannte Handschriften bestätigt worden sind. Kap. V «Historische Interpretation» erweist ihn als einen der Begründer der vergleichenden Religionswissenschaft. Seine ägyptologischen Erläuterungen zum Isisbuch sind als Anhang abgedruckt. Monographien über die wichtigeren Humanisten sind ein dringendes Desiderat. K. hätte das Zeug dazu, die Lücke durch weitere Untersuchungen zu verringern.
J. Delz